

"Zwischen-Rede 1989"

Dokumentation einer deutsch-deutschen Kulturdebatte

Erläuternde Vorbemerkung

Am Abend des 22. Dezember 1989 fand im Saal der Akademie der Künste zu Berlin eine deutsch-deutsche Kulturdebatte statt, an der sich 33 Redner aus Ost (21) und West (12) beteiligten. Eingeladen hatten die im Herbst gegründete ostdeutsche Kulturinitiative'89 und eine mit ihr kooperierende Kulturinitiative in Westberlin. Die Beiträge sind von Mitarbeitern der Akademie der Künste mitgeschnitten und danach transkribiert worden; sie finden sich im Archiv der Akademie. Zehn Jahre danach hat sich eine Arbeitsgruppe der Kulturinitiative'89 daran gemacht, sie für eine Veröffentlichung vorzubereiten. Sie hat die Texte redaktionell bearbeitet, Hör- und Übertragungsfehler korrigiert, Zitate, Schreibweisen und Namen überprüft und ggf. auch die Eigenheiten der freien Rede durch sachte Umstellungen korrigiert. Diese Texte lagen allen erreichbaren Autoren zur Bestätigung vor, nur zwei baten darum, ihren Beitrag nicht zu veröffentlichen (Gerd Irrlitz und Georg Knepler).

Es ist dann nicht gelungen, dieses Protokoll als eine Ausgabe der „Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung“ zum zehnten Jahrestag des Ereignisses zu veröffentlichen. Die MKF waren inzwischen abgewickelt worden.

Dann sollte ein weiteres Jahrzehnt vergehen, und wieder war dies Anlass für einen Rückblick und also zur Beschäftigung mit diesem Material. Denn in der Summe gibt das Protokoll einer deutsch-deutschen Kulturdebatte die Stimmungslage in dieser kurzen Übergangszeit wieder. Man mag sie als gespieltes Selbstvertrauen, als offensive Ratlosigkeit, als Aufbruch oder Abrechnung deuten. Das wollten wir schon bei unserem ersten Publikationsvorhaben 1999 sichtbar machen. Eine Retrospektive nach zehn Jahren sollte das erhellen, und so hat die Redaktion alle erreichbaren Teilnehmer der "Zwischen-Rede" von 1989 um einen rückblickenden Kommentar gebeten. Sie waren gebeten, nicht nur zu prüfen, wie dicht sie damals an den Trends der Zeit waren, sondern vor allem auf den kulturellen Wandel in den zehn zurückliegenden Jahren einzugehen. Einige der Teilnehmer haben geantwortet, darunter auch welche, die das für sinnlos hielten oder mit den damaligen Ereignis nichts mehr zu tun haben wollten.

Dieter Kramer hat damals Notizen beigesteuert, in denen er bereits unmittelbar nach der „Zwischenrede“ im Dezember 1989 seine Eindrücke festgehalten hat; sie sind gesondert als "Zeitdokument 13" zu finden. Neben vielen kommentierenden Bemerkungen in Antwortbriefen (die hier nicht zu dokumentieren sind) lagen teils umfangreichere Reminiszenzen von **Horst Groschopp**, **Anna Elmiger**, **Johannes Heisig**, **Rainer Höynck**, **Werner Liersch**, **Gisela Oechelhaeuser**, **Klaus Staeck** und **Sabine Weißler** vor. Diese Texte von 1999 sind ebenfalls als "Zeitdokument 14" unter der Überschrift "**Rückblick aus dem Jahre 2000**, Erinnerungen an die Zwischenrede von 1989" zu finden.

In dem hier folgenden **Wortprotokoll der „Zwischenrede“** sind die 35 Texte in der Reihenfolge der Wortmeldung angeordnet:

Eröffnung durch Gisela Oechelhaeuser und Ulrich Roloff-Momin

Peter Härtling (Schriftsteller),
Peter Schneider (Schriftsteller),
Hans-Eckhardt Wenzel (Dichter und Sänger),
Klaus Staeck (Graphiker),
Adrienne Göhler (Präsidentin HdK Hamburg),
Freimut Duve (Kulturpolitiker, MdB),
Rainer Flügge (Schriftsteller),
Peter Ensikat (Schriftsteller, Kabarettist),
Heiner Carow (Filmregisseur),
Rainer Kirsch (Schriftsteller),
Johannes Heisig (Maler),
Christoph Hein (Schriftsteller),
Hardt-Waltherr Hämer (Architekt),
Helmut Hanke (Kulturwissenschaftler),
Ernst Schumacher (Theaterwissenschaftler, Kritiker),
Werner Gocksch (Kunstpädagoge, Maler),
Helga Königsdorf (Schriftstellerin),
Anna Elmiger (Kunsterzieherin, Autorin).
Thomas Krüger (Kulturpolitiker),
Erika Runge (Schriftstellerin),
Helke Misselwitz (Filmdokumentaristin),
Werner Liersch (Schriftsteller),
Ina Merkel (Kulturwissenschaftlerin),
Brigitte Martin (Schriftstellerin),
Henning Brands (Sozialarbeiter, Psychotherapeut),
Ulrich Roloff-Momin (Präsident der HdK Westberlin),
Peter Lorf (Kulturministerium DDR),
Joachim Doese (Künstler)
Freimut Duve (Kulturpolitiker, MdB),
Christa Tebbe (Kunstamtsleiterin Kreuzberg),
Volker Pfüller (Bühnenbildner),
Gisela Oechelhaeuser (Kabarettistin),
Rainer Kirsch (Schriftsteller),
Schlussbemerkungen von Gisela Oechelhaeuser und Ulrich Roloff-Momin

Wortprotokoll der „Zwischenrede“

Gisela Oechelhaeuser:

Ich begrüße Sie alle sehr herzlich. Herr Roloff-Momin hat mich ermächtigt, auch in seinem Namen zu sagen, dass wir beide lieber da unten säßen, wo Sie sitzen. Da aber eine gewisse Ordnung noch einen Sinn zu haben scheint, haben wir gedacht, wir setzen uns beide hier hin, setzen uns aller Kritik aus und versuchen, zu moderieren. Das ist ein sehr hochgegriffenes Wort - wir wollen versuchen, eine ordnende, sanfte Hand walten zu lassen in der Liste der Redner.

Ich gehöre der Arbeitsgruppe an, die eine Vereinigung demokratischer Kultur vorbereitet, einfach nur damit gearbeitet werden kann. Das ist nichts Feststehendes, sondern nur vorläufig, wie das ja dem Gesamtzustand der Gesellschaft und eines jeden Einzelnen von uns entspricht. Wir haben uns einfach an den Haaren gefasst und haben gesagt, wir fangen jetzt an miteinander zu reden.

Alle die wir eingeladen haben, haben sehr gerne zugesagt zu kommen. Für einige war es praktisch nicht mehr möglich, dieses ungünstigen Datums wegen heute hier zu sein. Es gibt aber keine prinzipielle Absage, an den Sinn eines solchen Treffens. Das ermutigt uns natürlich. Wir haben uns geeinigt, dass einige Menschen hier anfangen müssen. Wir haben dazu einen Gruß von Peter Härtling, der auch sehr gern gekommen wäre und nun hier als erster zu Wort kommt. Es ist mir eine Freude, dass er dies mit meinen Stimmbändern tut, so dass für den nächsten Redner die fatale Situation bereits geklärt ist: er ist dann nämlich nicht mehr der erste Redner, sondern der zweite.

Die hier anwesenden Rundfunkvertreter bitten sehr, an die Mikrofone zu gehen und auch ihren Namen zu sagen, damit dann in der Berichterstattung nicht irgendein Kommentar nötig ist. Ebenso denken wir, dass wir hier niemanden vorstellen müssen, denn jede Auswahl irgendeiner Eigenschaft wäre eine Wertung, die ich nicht übernehmen will und die mir auch nicht zusteht, so dass wir lediglich die uns bekannten Wortmeldungen namentlich aufrufen und dann bitte jeder für sich entscheidet, ob und wie er sich vorstellt.

Ich stelle mich zuerst vor. Ich bin Gisela Oechelhaeuser, ich bin von Beruf Kabarettistin, ich habe zwanzig Jahre lang in Leipzig bei den "Akademixern" Kabarett gemacht und bin jetzt seit einem Jahr hier in Berlin Dozentin an der Hochschule für Schauspielkunst und bin auch Regisseur im Kabarett. Ich bin 45 Jahre alt.

Ich beginne also mit Peter Härtling:

"Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen, liebe Kollegen!

Ich käme, wenn ich könnte.

Ich käme geflogen, gefahren.

Aber an diesem Tag geht's

schlichtweg nicht.

So hoffe ich, dass

es bei diesem einen Treffen,

bei diesem einen Gespräch nicht
bleibt.

Denn ich möchte dabei sein,
wenn nachgedacht wird über
HübenOderDrüben
oder
DrübenUndHüben
oder
NüberWieRüber
oder NixWieNüberRüber,
wenn nachgedacht wird
über die schnell weggeworfene Geschichte,
über Wieselwenden
und Wendewiesel
über die verdamnte deutsche gemeinsame
Verdrängungsfähigkeit.

Mir haben Ideologien seit meinem dreizehnten
Jahr (fünfundvierzig!) gestunken
und nicht minder jene Ersatzweisen,
die sich allein durch GeldAktienImmobilien
auswiesen.

Mit einem schönen Gruß an alle, die dabei sein werden!
Ihr Peter Härtling.

Ich bitte nun Herrn Roloff-Momin, sich vorzustellen und dann den ersten Redner aufzurufen.

Ulrich Roloff-Momin

Meine Damen und Herren, mein Name ist Ulrich Roloff-Momin. Zum Hintergrund: Ich komme aus dem anderen Teil dieser Stadt. Ich beschäftige mich seit 1969 mit Kulturpolitik, war eine gewisse Zeit Mitglied des Berliner Abgeordnetenhauses und bin seit 1977 verantwortlich für die Westberliner Hochschule der Künste.

Wir - und damit meine ich eine Gruppe von Westberliner Frauen und Männern - haben von der Gesellschaft für demokratische Kultur in der DDR, der KulturInitiative '89, die Frage erhalten, ob wir gemeinsam mit der KulturInitiative '89 Veranstaltungen organisieren würden, ob wir uns da mit einklinken würden, ob wir bereit wären, in solchen Veranstaltungen etwas zu sagen. Wir haben das sehr gern getan, vor allen vor dem Hintergrund, dass wir alle, die wir diese KulturIni-

tiative derzeit bilden, der festen Überzeugung sind, dass es nicht sein kann, dass sich Menschen aus der BRD oder aus Westberlin ungefragt einmischen. Dass sie sich nur dann mit dem, was sie zu sagen haben, zur Verfügung stellen, wenn sie gefragt sind, dass sie nicht vorlaut sein sollen, sondern dass sie mithelfen sollen, darüber zu reden, welche Hoffnungen, welche Erwartungen, welche Befürchtungen derzeit zu artikulieren sind und dass sie einfach mit ihrer Hilfe, wenn sie denn erbeten wird, zur Verfügung stehen. Das haben wir sehr gern getan, aus dem Grund sind wir hier.

Ich gestehe, dass ich ziemlich viel Herzklopfen habe, in meiner Rolle hier oben. Frau Oechelhaeuser hat es schon gesagt, wir würden eigentlich viel lieber da unten sitzen, dann wären wir nicht verantwortlich für das, was sich in den nächsten Stunden hier abspielt. Wir wollen es versuchen, und da es für uns beide eine Premiere ist, im wahrsten Sinne des Wortes, werden wir mal sehen wie es wird.

Zur Organisation: Diejenigen, die wir jetzt bitten werden, etwas zu sagen, können von einem der hier aufgestellten Mikrofone reden, und die Zeit sollte zehn Minuten nicht überschreiten.

Peter Schneider

Ich möchte hier nur über ein paar Dinge sprechen, die ich nicht mehr sicher weiß. Das tue ich nicht zuletzt deswegen, weil ich zu viele Leute links und rechts der Mauer sehe, die lediglich angenehm, aber nicht intellektuell erschüttert sind. Kohl, Vogel und die zahllosen heimlichen Reformer in der SED, alle haben ja nach ihren eigenen Bekundungen zäh, und unerschütterlich auf das gute Ende hin gearbeitet, das jetzt in Sicht ist. Wendehälse gibt es natürlich nicht nur bei euch. Es ist komisch bis traurig zu sehen, wie unsere Parteien und Gruppen ohne eine Sekunde des Nachdenkens sich als Geburtshelfer eurer Revolution aufführen, von der sie genauso überrascht wurden, wie alle anderen Zuschauer. Voran die CDU, die ihr fast vergessenes Vokabular aus Kalten-Kriegs-Zeiten herauskramt und nun vom Sieg des westlichen Lebensmodells schwärmt. Dabei hatte doch die CDU die erfolgreiche Ost-Politik der SPD, die sie jetzt als Wandel durch Anbiederung verhöhnt, ohne Abstriche übernommen. Wer hat denn dem Erich Honecker in Bonn den roten Teppich ausgerollt, die Ausweisung von Klier und Krawczyk als Triumph der Vernunft gefeiert?

Im übrigen: wer über eine Wiedervereinigung redet und Zweifel an der Anerkennung der Westgrenze Polens läßt, der nährt den Verdacht, dass er eine Wiedervereinigung in den Grenzen von '37 will. Nicht geringere Bocksprünge bei der SPD. Da hatte sie vor zwei Jahren Gespräche auf Spitzenebene mit Honeckers und Mielkes SED begonnen. Ich gehöre nicht zu denen, die sie dafür tadeln, mich störte nur von Anfang an, dass sie nicht von Beginn an und per Parteibeschluss Gespräche und Kontakte mit der Opposition in der DDR und in Mittel- und Osteuropa suchte. Die hat sie dann ja wohl als eher störend vermieden. Und ausgerechnet jetzt, da die Reformer Gysi und Berghofer die SED umkrepeln, ist sich die SPD plötzlich zu fein für jeden Kontakt; und ausgerechnet jetzt - nicht 1987 - rechnet sie ihr die Tausenden von Sozialdemokraten vor, die bei der Zwangsvereinigung von '46 verhaftet und verschleppt worden sind. Das ist schon ein Kabinettstück von Wendigkeit. Ich frage mich, warum man solche Widersprüche zuschmieren muss, statt sie aufzudecken und intellektuell davon zu profitieren?

Nicht zu reden von den FU-Soziologen und den Altlinken, die noch vor Kurzem jeden mit Schimpfworten eindeckten, der Honeckers DDR eine Diktatur und stalinistisch nannte. Die Totalitarismustheorie von Hannah Arendt sei längst überwunden, die sozialistische Demokratie in

der DDR stütze sich auf einen breiten Volkskonsens, sonst hätte sie nicht 40 Jahre überlebt und so weiter. Die meisten von ihnen sind jetzt ehrlich begeistert von der Revolution und sehen keinen Grund zur Selbstbefragung. Auch Schriftsteller finden sich hauptsächlich bestätigt. Ich habe immer unter dieser Gesprächsatmosphäre gelitten, sagte Benito Wogatzki auf dem SED-Parteitag, und gab ein zwanzig Jahre aufgeschobenes Stöhnen von sich.

Eigentlich sollte man denken, ist es nicht nur normal, sondern wunderbar, dass große Umwälzungen auch die Gedanken in Bewegung bringen und verändern. Erkannte Irrtümer, nicht mehr aufschiebbare Zweifel an alten Denkgewohnheiten gehören zum Besten, was nachdenkende Leute an ihre Mitmenschen weiterzugeben haben. Aber in unserer Kultur des Rechthabens - und hier handelt es sich leider um eine gemeinsame kulturelle Erblast der Deutschen, denen 40 Jahre Erziehung, in unterschiedlichen Internaten nichts haben anhaben können - gilt der Zweifel und erst recht der Widerruf als Verbrechen und das Nachdenken selbst unterliegt dem Verratsverdacht.

Ich möchte mich hier diesem Verdacht einige Minuten lang aussetzen. Ich fange mit einem vielleicht eher belanglosen Beispiel an. Bis vor kurzem, bis zum Beginn der Ausreisewelle aus der DDR, war ich, wie Christoph Hein, davon überzeugt, die BRD hätte den DDR-Pass anerkennen müssen. Die Gründe für diesen Standpunkt liegen auf der Hand: das Versprechen unserer Bundesregierung, jeder DDR-Deutsche oder Deutschstämmige, der das rettende Land erreicht, habe dort automatisch Anrecht auf Pass, Wohnung, Arbeit, war von Anfang an verlogen. Es ließ sich überhaupt nur aufrecht erhalten, solange die Mauer noch einigermaßen dicht war. Dieser Einwand bleibt sehr wahr, das heißt, er wird erst jetzt richtig wahr. Aber diese Lebenslüge der Nachkriegspolitik hat sich seltsamerweise als produktiv erwiesen. Mir kommt es nämlich so vor, als, sei der Massenexodus, die "Leck mich am Arsch"-este der Hunderttausenden, die bei einer Anerkennung des DDR-Pass ja gar nicht so hätte stattfinden können, der unmittelbare Anstoß für die Revolution in der DDR gewesen. Der Chor der "Wir-wollen-raus"-Leute hat den Chor "Wir bleiben da" hervorgerufen. War also die selbstgerechte Politik der Nichtanerkennung, die mit der Lüge arbeitete "wir nehmen jeden der kommt!", doch richtiger als ich dachte? Und Hilfe: Darf ich solche Fragen stellen, ohne mich als heimlicher Kohl-Fan zu verraten?

Zweitens: Die Sache mit dem Volk. Es war ja nun das Volk, das in einem für Deutschland einmaligen Konsens mit Intellektuellen auf der Straße war: Und zu Recht, glaube ich, hat Christa Wolf auf die Schönheit und den Reichtum der Volksphantasien hingewiesen, der auf den Transparenten und Sprüchen sichtbar wurde: "Wer war Krenz?", "Großmutter, warum hast du so große Zähne?", "Keine Kohlonie" usw. Inzwischen jedoch, so scheint mir, ist der Ruf "Wir sind das Volk!" durch die Frage "Wer ist das Volk?" abgelöst worden. Nun frage ich: Gehören die Leute, die in Dresden "Lieber Kohl als nichts zu fressen" und "Helmut Kohl - das tut wohl!" rufen, gehören die zum Volk oder nicht? Ich glaube, wir wären schlecht beraten, wenn wir uns auf eine Unterscheidung zwischen dem wahren und dem falschen Volk einließen.

Da wir hier von zwei Kulturen reden: zu vermuten ist zunächst einmal, dass die Option Wiedervereinigung in der BRD etwas völlig anderes bedeutet als in der DDR. Es gibt bei uns keinerlei existentielle Dringlichkeit, sich mit der DDR zu vereinigen. Uns "Wessis" - ich rede nicht vom Kapital - drängt doch nichts. Wir haben 28 Jahre gut und immer besser in der Teilung gelebt, wir brauchen euch nicht, wir hatten euch beinahe vergessen, und jetzt sind wir natürlich auf euch stolz. Wenn jetzt die CDU zehntausend bundesdeutsche Fähnchen nach Dresden schickt, wenn Kohl die Abschaffung des Visums und des Zwangsumtauschs als einen weiteren Schritt zur Wiedervereinigung verkauft, wenn Diepgen zum 6. Mai Wahlen in Groß-Berlin fordert, dann

ist das nichts weiter als nationalistischer Kitsch und Größenwahn, pure Ideologie. Wir sind wie in der Adenauer-Zeit: fettdeutsch, überhöht und brandgefährlich. Das "falsche Volk" jedoch, das in Dresden und anderswo "Deutschland, Deutschland!" ruft, hat andere und dringlichere Motive. Ich fürchte das und bitte um Einwände. Der Ruf nach Einheit bedeutet zunächst einmal: "Wir wollen endlich ran an den Kuchen, und das sofort". Jede andere Option der Einheit heißt, dass wir weitere zwanzig Jahre am unteren Ende der Leiter sitzen. Wenn jemand Grund hat, ein neues Experiment namens "Demokratischer Sozialismus" zu wagen, dann bitte ihr. Ihr seid doch immer auf Nummer Sicher gegangen, wagt doch ihr einmal was. Warum sollen immer wir Versuchskaninchen spielen? Ich weiß nicht, ob ich richtig übersetze, aber ich halte es für möglich, dass diese Leute, was ihre ökonomische Einschätzung betrifft, sogar recht haben. Wir wissen jedenfalls nicht genau, dass sie nicht recht haben. Daraus folgt für mich, und damit meine ich die Intellektuellen in der BRD, wir zwar allen Grund haben, unseren Wiedervereinigern zu misstrauen, wir haben aber kein Recht, den Ruf nach Wiedervereinigung in der DDR gleich als reaktionär und nationalistisch abzutun.

Ich finde sowieso den Glaubenskrieg zwischen Separatisten und Unionisten, der jetzt in Deutschland entbrennt, zur Zeit eher unwichtig und zweitrangig. Niemand, nicht einmal unsere zu Recht misstrauischen Nachbarn, verlangt von uns, dass wir jetzt wissen, was wir in zehn Jahren wollen. Sicher ist, dass die Deutschen diese Frage nicht allein entscheiden können und schon gar nicht jetzt. Es wird und kann irgendeine staatliche Einheit jetzt und sofort nicht geben. Vielleicht gibt es sie nie. Dass diese Frage vorläufig offen bleiben muss, dass ich die Antwort darauf nicht wissen muss; das ist neu für mich und wie ich erstaunt feststelle, nicht so schlimm.

Schließlich die Sache mit dem demokratischen Sozialismus. Die größte Herausforderung an das Denken eines jeden Sozialisten ist der vollständige ökonomische Zusammenbruch des realen Sozialismus. Auch hier wieder sehe ich, dass die Linke, statt inne zuhalten, ihre Ansprüche von der Geschichte besinnungslos herunterhandeln lässt. Als hätte man nie so etwas vertreten, spricht niemand mehr von Kommunismus. Von Sozialismus nur noch mit dem vorgehaltenen Adjektiv demokratisch oder, wie eine andere wie aus dem Hut gezogene Zauberformel heißt, von "sozialistischer Marktwirtschaft". Was ist das, was kann das sein? Ich habe den Verdacht, dass wir uns mit dieser Formel nur auf das nächst kleinere, noch nicht so tot gerittene Pferdchen setzen. Das man zwanzig oder vierzig Jahre lang an die Idee des Sozialismus geglaubt hat, ist ein verständlicher, aber kein zureichender Grund, an ihr festzuhalten. Was mich betrifft, ich habe mir vorgenommen, diese Formel solange nicht zu benutzen, bis ich nicht weiß, was "demokratischer Sozialismus" ökonomisch bedeutet. Ist damit überhaupt noch eine Vergesellschaftung von Produktionsmitteln gemeint und dann welcher? Oder, wie ich meistens höre, nur die gesellschaftliche Kontrolle über die Produktion? Die übrigens kennt, wenn ich mich nicht irre, der Kapitalismus in unseren Breitengraden auch. Meinen wir damit in Wahrheit nur einen sozial geläuterten Kapitalismus, wie wir ihn in Schweden finden? Die nennen ja ihre Wirtschaft kapitalistisch. Wenn man es meint, dann sollte man es auch so sagen. Überhaupt fällt auf, dass die Sozialisten in den westeuropäischen Ländern, auch wenn sie wie in Spanien, Italien oder Frankreich an der Macht waren oder sind, nie wirklich ernst gemacht haben mit ihrem Sozialismus. Sie haben den Kapitalismus immer nur sozial gebremst und durch Gesetze eingeschränkt. Konnten sie nicht, wollten sie nicht? Noch einmal: Was ist demokratischer Sozialismus? Etwa nur ein demokratischerer Kapitalismus? Ich möchte das gern wissen. Denn

ich möchte ja nun wirklich, dass ich der Idee des Sozialismus etwas mehr zubilligen kann, als das Recht auf Religionsfreiheit.

Hans-Eckhardt Wenzel

Hans-Eckhardt Wenzel, Ich bin Autor und Musiker.

Eine linke Kultur - Fragezeichen. Ein Volk geht nicht unter, ein Volk verlaust, meinte Kurt Tucholsky, jener der sich beinahe auf den Tag genau vor vierundfünfzig Jahren das Leben nahm. Am 19.12. 1935. Warum mit einem Nekrolog beginnen, wenn wir über demokratische oder linke Kultur reden wollen? Wenn wir über demokratische oder linke Kultur reden wollen, gilt es, sich an die unerwarteten Verluste zu gewöhnen. Alles ist anders geworden in wenigen Wochen, die Chancen stehen schlecht, es lebe der neue Opportunismus, der endlich demokratische Opportunismus. Das weise Lächeln der einstigen Mediengötter hat sich gewandelt zum kritischen Blick von rechts unten. Das Volk, lange Zeit eine gut bezahlte, aber schlecht gespielte Nebenrolle im Königsdrama einer konstruierten Weltgeschichte, ist nun heilig gesprochen worden, und die echten Demokraten bilden "mit der ganzen übrigen Umgebung der Nation, die einer privilegierten Klasse gegenübersteht, das Volk. Was sie vertreten, ist das Volksrecht, was sie interessiert ist das Volksinteresse. Sie brauchen dabei bei einem bevorstehenden Kampfe die Interessen und die Stellungen der verschiedenen Klasse nicht zu prüfen", schreibt Marx, und wer könnte dies denn tun oder tun wollen? "Eine linke Kultur!" höre ich rufen, und schon stehen die Frager auf und fragen: "Was ist links?"

Links ist da, wo der Daumen rechts ist, sagte meine Großmutter. Also der berühmte Daumen wieder, den zu zeigen man sich schleunigst abzugewöhnen habe. Dass es so etwas wie Widersprüche gibt, war zumindest in den gebildeten Kreisen theoretisch als bekannt vorauszusetzen. Dennoch gerät ein Staatswesen in helle Aufregung, wenn es von denselben in praktischer Weise erfährt, und plötzlich geht das Fahrraderfinden von neuem los. Dass es wirklich so etwas wie eine linke Geistes- und Lebenshaltung in diesem Land gab, eine Opposition im Konsens, eine doppelt verneinte Weltsicht, nicht kapitalistisch, nicht stalinistisch, ist das noch von Belang? Findet dieses Land wieder nur provinzielle Lösungen, aus der Krise zu gelangen, denn alle haben nun ganz genau gewusst, dass sie alles nicht gewusst haben, aber da sie es jetzt wissen, sei es zu spät, sagen sie, und vielleicht stimmt das. Nachdem der halbherzige Glaube an eine halbherzig missbrauchte Utopie aufgezehrt wurde durch Glasnost, kann jeder nur noch an sich selbst glauben. Eine Kulturauffassung, die eine Freiheit postuliert, die sich auf ein dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum konzentriert und somit den Begriff der Freiheit aus dem sozialen Beziehungsgefüge herausprengt, um ihn zur Gewährleistung aller möglichen Aktionen bereitzuhalten, die Abschaffung der Freiheit eingeschlossen. Das wiederum wäre der linke Daumen an der rechten Hand. Selbstverständlich muss die Wanne gereinigt werden, das Badewasser ist nicht mehr zu gebrauchen und das Kindlein in der Wanne? Kühnheit, nichts als Reinheit.

Die allmähliche Verfestigung der Gedanken beim Reden hat auch die Begriffe besetzt mit Geschichte, die wie immer unrühmlich war, wenn man sich ihrer mit dem rein demokratischen Habitus nähert. "Jedenfalls", schreibt Marx, "geht der Demokrat ebenso makellos aus der schmachlichsten Niederlage heraus, wie er in sie hineingegangen ist. Mit der neu gewonnenen Überzeugung, dass er siegen muss, dass die Verhältnisse ihm entgegen zu reifen haben". Das wie eine Insel dem Schiffbrüchigen auftauchende Adjektiv demokratisch, das den vernutzten

Worten eine gewisse Kühnheit zurückgeben soll, ist schnell dazu gebrauchbar jene Kantsche Abstraktion eines Gemeinns über Bord zu werfen und das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse als geschichtlichen Trugschluss darzustellen, einhergehend mit den Totengesängen über gescheiterten Sozialismus. Aber schließt nicht jene Freiheit aller, die die Freiheit des Einzelnen zur Bedingung hat, die Freiheit einer dritten Welt, die Freiheit der Bäume etc., aus? Enden die deklarierten Menschenrechte nicht mindestens auch an den Rechten der Natur? Rechts und Recht und Links und linkisch? Wenn sich Erkenntnis mit dem Begriff der Selbstverwirklichung kostümiert, emigriert soziale Kühnheit in den postmodernen Bereich unkritischer Wiederholungen von einmal als sinnvoll erkannten Tätigkeiten.

Der Verlust der Unschuld, den Kleist in seinem Aufsatz über das Marionettentheater darlegte, das durch bewusste Wiederholung erzeugte neue Unwissen, gepaart mit dem Verlust der Schönheit. Vielleicht lebt alle Aufklärung, dem Menschen zu beweisen, nachdem er sich vergewissert hatte und sein Bewusstsein verlagern konnte, in Halswirbel und Ellenbogen und festen Manifesten. Die Umarbeitung der Resignation in unbestechlich erscheinende Härte einer Kritik würde in diesem Falle nicht die Seite definieren können, wo der Daumen rechts ist.

Der deutsche Michel wäscht sich nun rein von der ach so schlimmen Privilegiengesellschaft, die, wie er soeben von den demokratischen Medien erfahren konnte, von Amtsmissbrauch und Korruption getragen war. Aber soll ich beim moralischen Weihnachtsputz eventuell den KFZ-Meister vergessen, den ich nachts mit dreckverschmierten Händen auf einer Tournee um Hilfe bat und dessen erste Geste zum Schlitz seines Sparschweins wies? Soll ich ihn auch vor einen Untersuchungsausschuss zerrren? In diesem Land lebte jeder in einer dem anderen gegenüber privilegierten Situation. Der eine hatte Verwandte ersten Grades, der andere hatte einen besseren Urlaubspatz, ein anderer wiederum hatte das Privileg, ohne große soziale Mühen als Aussteiger das Leben eines Weisen zu führen. Moralische Bewertungen führen nicht weiter. Die notwendige Dezentralisierung wird zu einem auch intellektuellen Problem dieser Gesellschaft werden. Denn die bisherigen Nischen werden besetzt von öffentlichen Parteien, Interessengruppen. Die Veränderung der Welt setzt ihre Einheit voraus, geistig, weltanschaulich. Wenn wir uns daran gewöhnen werden, dass Zuständigkeiten verteilt in die zersplitterten Regionen delegiert werden: die Grünen für die Ökologie, die Frauen für die Emanzipation, die Künstler für die Kunst etc., werden wir bald an jenem Punkte angekommen sein, wo die Gravitation von Mehrheiten unsere konzeptionsbildenden Energien entkräftet. Die Kultur einer Gesellschaft wird gemessen werden müssen an diesen übergreifenden Fähigkeiten, die Brücke zwischen Alltag und Welt, zwischen Provinz und Geschichte zu schlagen.

Einer Nation und einer Frau wird die unbewachte Stunde nicht verziehen, worin der erste beste Abenteurer ihnen Gewalt antun konnte, meinte Marx. Gewöhnen wir uns an den Pessimismus, der Realismus ist immer ausweglos, weil es aus der Realität keine Auswege gibt. Wir befinden uns schließlich in guter Tradition. In der Tat: "... nur mit Grauen und Schrecken denke ich an die Zeit, wo jene dunklen Bilderstürmer zur Herrschaft gelangen werden, sie zertrümmern all jene Spielzeuge und phantastischen Schnurrpfeifereien der Kunst, die Lilien, welche nicht spannen und arbeiteten und doch so schön gekleidet waren, wie König Salomon in all seinem Glanz, werden ausgerauft aus dem Boden der Gesellschaft", meinte Heine. Die Chancen stehen schlecht.

Klaus Staeck

Ich bin Grafiker und Verleger und von Beruf Rechtsanwalt. Es ist ja schon angedeutet worden, dass der schöne Satz "Wir sind das Volk" auch recht unangenehme Wahrheiten enthält. Ich glaube, der größte Nachteil der Arbeiterklasse besteht immer noch darin, dass sie zu häufig etwas anderes tut, als sie nach der linken Theorie eigentlich tun müsste. Wie ich meine, kann links auf Dauer auch nicht nur als höchstmögliche Entfernung von der jeweiligen Wirklichkeit und vom jeweiligen Volk definiert werden. Für mich ist die ganze Wiedervereinigungsdiskussion über weite Strecken eine Phantomdiskussion, mit der zwar viele Themen verdrängt werden sollen. Aber es steht keinesfalls fest, dass jene, die sie aktiv führen, auch wirklich diese Wiedervereinigung wollen.

Die BRD könnte im Augenblick kaum zwei Millionen Übersiedler verkraften, geschweige denn sechzehn oder siebzehn Millionen. Wir sollen uns hüten, uns in einer Gespensterschlacht derart in eine Ecke manövrieren zu lassen, dass wir zum Schluss mit dem Etikett "Gegner einer Vereinigung" dastehen. Entschieden ist nach meiner Ansicht noch gar nichts. Auch nur der Gedanke, ein wie auch immer vereinigtes Deutschland könnte unter dem Dach eines demokratischen Sozialismus zusammenfinden, würde alle Kohl-Freunde so erschrecken, dass sie lieber wieder für eine Trennung wären, für die sie in Wahrheit immer gewesen sind. Wenn Herr Kohl in seiner unvergleichlichen Art, Theorie und Praxis miteinander zu verbinden, einmal gesagt hat: "Wir müssen den Sozialismus bekämpfen, zu Lande, zu Wasser und in der Luft!", so besteht die berechtigte Hoffnung, dass er sich jetzt zu Tode siegen könnte.

Kultur war immer etwas Verbindendes. Meine Kontakte zu den DDR-Künstlern sind nie abgerissen, wurden im Laufe der Jahre immer intensiver. So schlecht sind wir gar nicht vorbereitet auf diese Veränderung, meine ich. Die Alternative heißt für mich nicht Rettung oder Untergang, sondern sich gemeinsam wehren gegen Rechts, gegen eine Welle von dumpfem Nationalismus, die nach guter deutscher Kleinbürgertradition einhergeht mit einer Künstler- und Intellektuellenhetze, die sich gegen alle wendet, die immer noch behaupten, dass nicht alle Fragen mit Bananen zu beantworten sind. Diese Diskussion wird wie immer ausgelöst von Intellektuellen, bei uns in vorderster Front betrieben von dem Bambi-Preisträger Reich-Ranicki, federführend vorangetrieben von der FAZ, die stets aufs Neue gegen sozialistische Traumtänzer wie Stephan Heym oder Christa Wolf zu Felde zieht.

Distanzierung verspricht derzeit keine Rettung. Verlangt wird: abschwören. Es geht um ein Utopie-Verbot, dessen wir uns mit aller Kraft erwehren sollten. Dagegen können wir uns nur gemeinsam wehren. Die Ausgangspositionen sind zwar nicht rosig, aber auch nicht hoffnungslos. Denn ich behaupte in beiden deutschen Staaten haben, aus unterschiedlichen Gründen, die Künstler fast nichts mehr zu sagen. Nicht einmal in eigenen Angelegenheiten ist ihre Meinung gefragt, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Für DDR-Künstler wird das besonders deutlich werden, wenn sie merken, dass in den künstlerischen Wärmestuben die Braunkohle endgültig ausgeht. Die Westkünstler haben gemerkt, dass die freie Wildbahn möglicherweise auch nur ein Irrtum ist. Unsere Chance besteht darin, dass die Künstler eine gute Chance haben, sich in das überall beschriebene Chaos mit ihrer Phantasie einzubringen. Und das Chaos, so behaupte ich, gehört zu den Rohmaterialien der Künstler. Sie sollten am allerwenigsten Angst davor haben. Mag die DDR jetzt auch arm dran sein, sie ist reich durch ihre Künstler, die ja nicht durch Zufall die Reform-Bewegung entscheidend mitgeprägt haben.

Was mir in dieser Situation wichtig erscheint, ist das Überdenken aller Organisationsformen und Strukturen. Einige müssen zerschlagen werden, einige müssen erhalten bleiben. Ich halte die derzeit vorherrschende Tendenz, alles kaputt zu hauen, für verhängnisvoll, wenn nicht de-

mokratische Strukturen an die Stelle treten. Es geht darum, wie man ein kulturelles Leben als Übungsfeld der Demokratie organisieren kann, das nicht mehr der bürokratisch sozialistischen Patschhand bedarf.

Hier versprechen wir uns auch von euch neue Anregungen, wie wir unser Kulturleben ebenfalls von bürokratischen Verkrustungen befreien können, denn eines steht für mich fest: Die Kulturbürokratien in Ost und West verstanden sich bisher recht gut und das keineswegs immer nur zum Vorteil der Künstler. Deshalb haben wir das jetzt für Leipzig vorgesehene Stifter-Museum, das wir mit einigen Künstlern ins Leben rufen wollen, auch so initiiert, dass es möglichst lange in den Händen der Künstler bleibt. Ein gutes gemeinsames Übungsfeld ist das deutsch-deutsche Kulturabkommen. Das nächste müssen wir als Künstler wesentlich mitbestimmen, wir können das nicht einfach, deutsch hier - deutsch da, den Bürokraten überlassen. Voraussetzung für neues Nachdenken über neue Strukturen scheint mir eine wenigstens vorübergehende Einstellung unseres Konkurrenzkampfes, der den eigenen Vorteil zum Maßstab macht der auch schon mal eine kleine oder große Denunziation erlaubt.

Wenn in der Einladung gefragt wird, ob man an achtundsechziger Ziele anknüpfen könne, so sei daran erinnert, dass gerade die achtundsechziger Bewegung eine über weite Strecken recht unkünstlerische, ja gelegentlich kunstfeindliche Bewegung war. Die Beschäftigung mit Kunst, das habe ich am eigenen Leibe erfahren, galt damals als eine zutiefst bürgerliche und damit zu verachtende Beschäftigung. Praktikabel finde ich allerdings die Anknüpfung an den Genossenschaftsgedanken. Damals haben sich einige Künstler in Produktionsgenossenschaften, in Produzentengalerien und Editionen zusammengeschlossen, von denen einige relativ lange gehalten haben. Kunst ist Risiko. Einmischung gehört für mich zum Wesen der Kunst. Wenn hier von den Einladern rhetorisch gefragt wurde, ob das opportun sei: Für wen sollte es opportun sein, wenn nicht für die Künstler?

Progressive Entstaatlichung - auch so ein Schlagwort - bedeutet für mich keineswegs, den Staat nach dem Vorbild der USA ganz aus der Verantwortung zu entlassen, sondern im Gegenteil: Es bedarf einer parallelen Entwicklung, die dann aber einer sehr notwendigen, wichtigen Kontrolle unterliegen muss, damit sich alles nicht wieder verselbständigt, wie wir das zur Genüge nun auch aus dem Westen kennen. Deshalb ist es so wichtig, nicht nur zu zerschlagen, sondern schnell aufzubauen. Wir wollen so gut es geht dabei helfen. Das ist nicht nur ein rhetorisches Angebot.

Vor allem im Medienbereich stehen wir ganz arm da. Wenn es einer wichtigen, schnellen Entscheidung bedarf, dann glaube ich der eines Mediengesetzes. Denn wenn jetzt zum Beispiel, wie ich neulich bei einem Gespräch mit einer Redakteurin von der NBI erfahren habe, Springer an die Stelle der SED tritt, so behaupte nicht nur ich, dass das kein Fortschritt ist. Ich bitte die DDR-Journalisten, den neuen - wie man bei uns sagt - investigativen Journalismus, also den fragenden, den drängenden, sich nicht abweisen lassenden Journalismus zu verteidigen und auch nicht durch freiwillige Selbstbeschränkung wieder zu beschneiden. Dann haben auch wir im Westen wieder einen Hebel, um unsere devoten Regierungs-Verlautsprecher von ihren warmen Sesseln zu kippen. Das könnt ihr uns nicht abnehmen, aber wir hätten dann plötzlich ein ganz unerwartetes, überzeugendes Vorbild. Ich halte es nicht für einen Fortschritt, wenn der Kommödien-Stadl jetzt aus Leipzig übertragen wird. Deshalb ist auch für uns wichtig, was hier bei euch passiert, auch bei uns ist noch so mancher Dominostein zu kippen, und ich hoffe, dass das Spiel noch nicht zu Ende ist.

Adrienne Goehler

Ich bin Adrienne Goehler, zur Zeit Präsidentin der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg. Vorweg lieber gleich eine Art Warnung. Ich werde versuchen, den kritischen Standpunkt, den Sie vielleicht von mir erwarten, zu vermeiden. Denn Kritik zerlegt, kategorisiert und urteilt und ist dadurch immer auf Distanz. Sie ist immer diejenige, die sich "raushält". Und das ist; wie ich meine, bei dem was sich bei Euch an Aufbruch ereignet, im doppelten Sinne des Wortes "unmöglich".

Nun wurde ja in den letzten Wochen fast kein Satz zur DDR ausgelassen. Und doch blieb vieles ungesagt. Mich interessiert, was ausgeschlossen, was vergessen werden musste, damit all diese Reden entstehen konnten; d.h. mich interessieren die Ambivalenzen, das Ungesagte des Gesagten. Diese Ambivalenzen im Blick zu behalten, bedeutet wieder und wieder Verunsicherung und Beunruhigung. Wenn ich in die Gesichter der Frauen und der Männer blicke, die mir politisch nahe stehen und mit denen ich über Ost- Entwicklung und West- Reaktion spreche, sehe ich Ratlosigkeit, aber auch Ekel. Ekel, Rat- und Sprachlosigkeit angesichts der Parolen wie "Deutschland, einig Vaterland" und dergleichen mehr. Wir schweigen aber auch, weil die positiven Emotionen, die Feste, die Freude, in meinem Land seit dem Faschismus von rechts besetzt sind. Trotz alledem denke ich, dass wir nicht versuchen sollten diese Stimmen, diese Emotionen zu übertönen mit vermeintlich besseren, richtigeren oder wahreren Antworten. Vielmehr muss es darum gehen, Orte zu schaffen, von denen es aus möglich ist, unerbittlich Fragen zu entwickeln. Fragen, die es erlauben neue Räume zu schaffen und verhindern können, dass lediglich die alten Räume neu dekoriert werden. Das fängt schon bei der Sprache an.

Trotz der Tatsache einer gemeinsamen deutschen Sprache bedingt die unterschiedliche Gewordenheit zahllose interkulturelle Fehlanschlüsse. Diese gibt es nicht nur zwischen den Kulturen sondern auch zwischen den Geschlechtern und nicht zuletzt zwischen den Frauen. Womit ich sagen will, dass die gleichen Worte und Sätze, je nachdem, ob sie in Deutschland/ West oder in Deutschland/Ost geäußert werden, völlig unterschiedliche Bedeutungen haben können. Die politischen, kulturellen und symbolischen Wertigkeiten sind nicht dieselben. Wir sprechen dieselbe Sprache, aber meinen wir denn dasselbe? Können wir überhaupt dasselbe meinen? Zum Beispiel der Begriff "Wahrheit". Wahrheit ist in der BRD das Terrain der Philosophen, der herrschenden Ideologie oder der Denkfaulen. Gegen das Totalitäre dieses Begriffes kann und muss man bei uns Vorbehalte haben. In der DDR, genauso wie in den anderen östlichen Staaten, ist "Wahrheit" für die revolutionären Bewegungen ein wichtiges Moment gewesen: sich gegen Lügen - auch die eigenen - sich gegen das Schweigen und Verschwiegenwerden erheben, endlich die Wahrheit sagen!

Der Wunsch nach Wahrheit hat sicherlich den revolutionären Umbruch mit herbeigeführt.

Jetzt aber, wo das historische Vakuum, die Aus-Zeit langsam aufgefüllt wird, ist es nötig sich über Bedeutungen und Werte in die Sprache, in der sie sich manifestieren, auseinander zusetzen.

Uns hat z.B. der Faschismus das Wort "Heimat" entrissen. Ich frage mich, welche Worte durch 40 Jahre Stalinistische Strukturen bedeutungslos geprägt worden sind? Wenn jetzt gegen die "Schweinereien", die gelaufen sind, das Prinzip der "Sauberkeit" gehalten wird, muss ich gestehen, dass mir bei diesen Formulierungen und dem Denken dahinter bange wird. Denn dieser Typ von Rede kultiviert eine treu-deutsche Tradition von Ordnung, die immer eine ungute Alli-

anz mit der Denk- und Intellektuellenfeindlichkeit eingegangen ist. Und: Muss uns dies nicht an die Ent-Nazifizierungen erinnern, die nur das Gewissen säuberte, nicht aber ein Ende der Nazis bedeutete?

Wie also eine neue Sprache finden für das, was uns bewegt? Unsere Hochschule, die Hochschule für bildenden Künste, will deshalb gemeinsam mit der Dresdner Akademie ein Experiment starten. 15 Dresdner sollen nach einer Beschreibung von 15 Hamburgern deren Objekte realisieren. Und umgekehrt. Vielleicht können - so denke ich - in der Diskussion über den Entwurf und seine Übersetzung die unterschiedlichen Sprachlichkeiten und Differenzen in der Herangehensweise sichtbar gemacht werden. Dies ist nur ein Beispiel für den Versuch einer Auseinandersetzung. Und gleichzeitig der Versuch, eine gemeinsame Sprache für die Kunst zu finden, eine Ebene außerhalb des Spannungsfeldes: Kunstmarkt hier, Auftragskunst dort.

Mir liegt an dem Versuch, sich des Augenblicks nicht zu bemächtigen, nicht in das mächtige staatliche Getöse einzustimmen, und staatliche Räume nicht einfach zu besetzen, sondern differenzierte, andere Gangarten zu finden, die auf Raumschaffung zielen. Dies schließt das Prinzip der Langsamkeit ein. Die Differenz zu betonen ist umso notwendiger; als es auch darum geht, das Vielwertige Eurer Opposition erst einmal in den Blick zu bekommen. Hinschauen, ohne gleich haben zu wollen; gucken, ob nicht vielleicht Nebengleise befahrbar werden, von denen wir schon nichts mehr wussten. Ein solches "Nebengleis" war - auch in der DDR - bisher immer die sogenannte Frauenfrage. Der Feminismus hatte in der DDR keine eigene Tradition, keine eigene Sprache. Nicht in der Kunst, nicht im Theater; am ehesten noch in der Literatur. Und dort bezeichnenderweise bei uns stärker beherzigt als bei Euch. Mir geht es mit Rossana Rossanda darum:

"Ich würde also die Wörter der Politik nehmen, einige große Wörter; bedeutungsschwere Parolen, und sie - wie man es früher mit den Fünfhundert-Lire-Stücken tat, um zu prüfen, ob sie wirklich aus Silber waren - in die Hände von Frauen legen, um zu prüfen, wie sie dann klängen - um zu horchen, ob sie dann etwa einen neuen Ton ergäben." (Rossana Rossanda, Einmischung, S. 40)

In der breiten westlichen Medienlandschaft war nichts zu lesen vom Aufbruch der Frauen. Die Wahrnehmung der Revolution blieb wie ehedem eine geschlechtsneutrale. Und wie bei ausnahmslos allen Revolutionen lauert eine Gefahr; die, dass es wie immer gerade nicht der richtige Zeitpunkt sein wird, um über die Ansprüche der Frauen nicht nur zu reden, sondern sie auch zu verwirklichen.

So sehr Frauen auch an allen revolutionären Umbrüchen beteiligt waren, so sehr sie auch als Initiatorinnen der Bürgerinitiativen unumstritten sind, so wenig waren sie an der Gestaltung der neuen Strukturen federführend.

Der männliche Imperialismus weist den Frauen entweder das Marginale zu, oder aber; falls es ihm gelingt die Frauen zu erziehen, macht er sie den Männern gleich homo-logisch.

Deshalb steht Ihr Frauen vor nichts Geringerem als der Quadratur des Kreises: Ihr müsst in die offiziellen Strukturen drängen, um ihre Veränderung zu erreichen, auf dem Wege des interfraktionellen querliegenden Zusammenschlusses, vor allem dem von Kultur und Politik, und gleichzeitig Eure Eigenheit in Selbstbestimmung behaupten. Ein schwieriges Unterfangen, wo wir im Westen uns viele Blessuren zugezogen haben und weiter zuziehen.

In dem Maße, wie Ihr Frauen in der DDR, die Frage nach dem WIE, die Frage nach der Umsetzung Eurer Forderungen präzisieren werdet, auf einem eigenen Blick und eigenen Räumen besteht, wird es ungemütlich für alle, die sich in dieser Homologie eingerichtet haben. Gerade im Bezug auf das Problem der Geschlechterdifferenz ist das materialistisch-dialektische Denken unumgänglich: Die Verhältnisse kehren sich um durch die Bedingungen, die in ihnen selbst liegen.

Die Frauen müssten eine BEUNRUHIGUNG bewahren, die die Macht - egal welcher Couleur - bis zum Punkt ihrer Infragestellung treibt. Ihr habt die Chance, Fragen zu stellen auf Antworten, die schon gegeben sind. Ihr habt die Chance das Gedächtnis an das Umstrukturierte aufrecht zu erhalten und die Gleichheit in der Differenz zu behaupten. Nur so wird das, was daher kommt, nicht gleich wieder in alten Strukturen erstarren, und kein neuer Wein in alten (Männer-)Schläuchen sein.

Freimut Duve

Da die Nachrichten noch sehr unsicher sind, möchte ich doch sagen, wie sehr es mich bewegt, dass ein "Platz des Himmlischen Friedens", der jetzt in Rumänien auf vielen Plätzen stattgefunden hat, in der DDR vermieden worden ist. Wenn man das aus dem bequemen Fernseher oder Nahseher in der Bundesrepublik verfolgt, dann ist das zwar eine sehr distanzierte Bewegung, aber ich kann mir vorstellen, was in Ihnen heute, an diesem Tag vor sich geht.

Mein Name ist Freimut Duve, ich habe jahrelang bei Rowohlt die Reihe rororo-aktuell herausgegeben, bis Oktober diesen Jahres. Der letzte Band war der von Walter Janka, mit dem habe ich mich verabschiedet aus dem Verlag. In der gleichen Verlagsgruppe, die dem Haus Holtzbrinck gehört, ist heute ein Editorial erschienen, und ich will daraus zitieren. "Für Investition brauchen wir neuen Aufschwung. Schwerpunkt diesmal Osteuropa, mit dem Kern DDR. Es müssen Rahmenbedingungen geschaffen werden, die den investierenden Unternehmen eine gute Rendite und obendrein eine Risikoprämie versprechen. Im Vergleich ist das Europaabenteuer '92 die reinste Kuponschneidereiveranstaltung. Wichtig wird sein, dass die Festlegung der Rahmenbedingungen noch in die Zeit der Gesamtdeutschlandeuphorie fällt. Das hat neben der emotionalen auch eine rationale Seite. Obwohl deutsche Unternehmen zuletzt kräftig investiert haben, bleiben ihre Kassen Dank des Booms prall gefüllt. Den Cash-Flow in das Europawagnis zu stecken, statt sich fragwürdigen Übernahmeschlachten im Westen hinzugeben, erscheint also sinnvoll. Nur muss genug Anreiz vorhanden sein. Das bedeutet: jede Art von Kapitalsozialismus oder Sozialkapitalismus verbietet sich von selbst. Aber wo ist drüben der Markt, wo die Kaufkraft? Die Zweifler beginnen sich zu regen. Und notorische Querdenker, wie der Schriftsteller Günter Grass, warnen die DDR bereits vor der Bundesrepublik, bevor die Unternehmer überhaupt die Gelegenheit hatten, einen Fuß nach drüben zu setzen. Es scheint, es kommt die Zeit der K/Punktatoren und der Blechtrommler, bevor die Unternehmer ihren unternehmerisch gesonnenen Brüdern und Schwestern drüben zeigen konnten, wie man goldenen Boden bestellt. Soweit darf es nicht kommen. Denn die große Chance der Neunziger besteht darin, die Faszination der Achtziger um weitere zehn Jahre zu verlängern und geographisch in Richtung Osten zu verlagern. Notfalls emotional."

Der Artikel beginnt mit einer Lobpreisung des Dreigestirns Thatcher, Reagan und Kohl, die das geistige Klima der achtziger Jahre mit dieser ungeheuren Erfolgssträhne bestimmt hatten. Ich selber bin überhaupt nicht gegen Investitionen, ich glaube auch, das sie notwendig sind, aber

ich denke, dass diskutiert werden muss, was denn auf dem Gebiet der Kulturbetriebe, der Autonomie der Kultur, hier nächstens geschieht. Denn dies ist eine der vier großen Verlagsgruppen, die natürlich schon bereits Interesse angemeldet hat an dem, was hier an goldenem Boden vermutet wird.

Und das ist der Grund, warum ich mich hier gemeldet habe. Ich habe hier die Liste der Projekte, die im Kulturabkommen - Projektliste 90/91 - vorgestern unterzeichnet sind. Ich finde, das muss ein Ende haben. Es geht nicht, dass Kulturpolitik, die ja immer dann auch Kulturförderung ist, durch das enge staatliche Nadelöhr, auf unserer Seite das der Länder und des Bundes, und auf Ihrer Seite ja nur ein einziges Nadelöhr gelenkt wird, denn dann kann Neues nicht entstehen. Es ist sehr schwer, das Neue dann dabei zu haben. Ich wüsste nicht wie. Ich darf - ich bin auch Bundestagsabgeordneter und bin dort in meiner Fraktion für Kulturpolitik zuständig - ich darf nicht meine Vorschläge machen, wie in der DDR eine neue kulturelle Wirklichkeit, sozusagen das Materielle, wie man Neudeutsch sagt, die Hardware entstehen wird. Aber ich habe einen Vorschlag gemacht, wie man möglichst rasch eine Form in Gang setzt, in der neben Bertelsmann und neben Holtzbrinck und neben den staatlichen Vereinbarungen dieser Art eine Dritte Dimension entsteht. Ich hoffe, dass es in der Kultur in dem Gebiet - in dem wir nie ganz getrennt waren, in dem die Mauer uns auch nie ganz geteilt hat, in der Kultur sind wir unabhängig von der staatlichen Verfasstheit relativ nah beieinander geblieben und werden auch sehr viel näher zueinander kommen - dass es dort auch möglich sein muss, Einrichtungen zu schaffen, auch staatlich geförderte, aber nicht staatlich kontrollierte Einrichtungen, die dieser historischen Tatsache Rechnung trägt, dass in Deutschland die Frage der Staatlichkeit und Vielstaatlichkeit sekundär war. Ich schlage also vor, eine ständige Kulturkonferenz zu schaffen, mit Sitz in Berlin, ob Ost oder West, ist mir egal, die einen Kulturfond tragen soll, der sich speist aus Mitteln aller Länderhaushalte, des Bundeshaushaltes und des DDR-Haushaltes, die aber getragen sein soll von den Kultur- und Künstlerverbänden, auch den reformierten oder möglicherweise neu entstandenen in der DDR. Meine Fraktion wird dieses Modell im Januar als Antrag in den Deutschen Bundestag einbringen.

Eine letzte Bemerkung. Ich habe in letzter Zeit einige Briefe bekommen, von Landsleuten von Ihnen, die mich bitten, bei dem Beginn einer eigenen politischen Sachbuchliteratur zu helfen. Ich tue das sehr gern und habe mich bei Freunden erkundigt und habe diesen und jenen Namen genannt, hab gesagt: wer ist das, versteht der was vom Büchermachen, und ich habe zweimal einfach nur das Wegwerfwort gehört "Altstalinist". Ich habe dann festgestellt, dass es sich um eine Verwechslung handelte. Aber mir graut ein bisschen, dass wir in ein Misstrauensklima hineingeraten, wir, die wir helfen wollen, wo wir gar nicht wissen, wie wir damit umgehen sollen. Also ist es für uns ganz, ganz schwierig, wenn man mit solchen Worten konfrontiert wird und selber ganz unsicher dasteht und sagt, ich will doch eigentlich helfen und nicht in diesen Streit hineingeraten.

Rainer Flügge

Mein Name ist Rainer Flügge, ich bin Schriftsteller und Publizist in der DDR, außerdem verrete ich die SDP in kulturpolitischer Hinsicht. Ich möchte von einer kleinen deutsch-deutschen Tagung berichten, die am 19.12.1989 stattfand. Ich möchte ganz schnell einen Text vorlesen, den fünfzig Westkünstler und Kulturschaffende und etwa paritätisch fünfzig aus der DDR verabschiedet haben. Es ging dabei vor allen Dingen darum, dass das weniger Verbandsmitglieder

waren, sondern die sogenannten Kulturkanalarbeiter, die am Ort schon vor drei, vier, fünf oder vor zehn Jahren Kulturarbeit geleistet haben, die zum Teil als Dissidenten verschrien waren, so wie zum Beispiel Bärbel Bohley. Sie war zwar nicht dabei, aber Sie können sich vorstellen, dass es davon eine ganze Menge gibt.

"Die Teilnehmer des ersten großen Treffens zwischen organisierten und nichtorganisierten Künstlern, Autoren und anderen Vertretern der Kulturberufe aus der DDR und der Bundesrepublik Deutschland, die auf Einladung des deutschen Kulturrates am 19.12.1989 in der Akademie der Künste zu Berlin (West) zusammenkamen, beschließen:

1. Wir begrüßen die Möglichkeit eines offenen Dialogs, die gezeigt hat, dass eine staatliche Trennung gewachsene kulturelle Gemeinsamkeiten und kulturpolitische Zukunftsaufgaben nicht überdecken kann.

2. Wir stellen fest, dass dieser Dialog über die Kultursparten hinweg, aber unter Berücksichtigung ihrer Eigenheiten, bei allen Beteiligten die Bereitschaft zu mehr Offenheit voraussetzt. Offenheit gegenüber neuen kulturellen Arbeits- und Lebensformen unter Berücksichtigung von gewachsenen Kulturräumen, ebenso aber auch gegenüber neuen Strukturen und kulturpolitischen Verantwortlichkeiten abseits bisheriger zentraler Bürokratie.

3. Wir protestieren dagegen, dass gleichwohl staatliche Stellen am heutigen Tag einen weiteren Arbeitsplan zum Kulturabkommen zwischen DDR und Bundesrepublik unterzeichnen, der vor den jüngsten Entwicklungen ausgehandelt und von diesen auch inhaltlich überholt wurde. In seinen kulturellen Teilen wird er eher durch Zufälligkeiten oder politisches Proporzdenken und weiterhin durch einen Glauben an die Weisheit von Planungsbürokratie gekennzeichnet. Er lässt außerdem bestehende amtliche Kontrollmechanismen des Austausches unangetastet und sieht für freischaffende Künstler und Publizisten keine nennenswerten Fördermöglichkeiten vor. Durch die Einrichtung freier Fonds muss dieser Mangel sofort behoben werden.

4. Wir betonen aus gegebenem Anlass, dass die künftig in Ost und West geforderte Staatsferne - speziell bei künstlerischen Auswahlentscheidungen - öffentliche Stellen keineswegs aus ihren Verpflichtungen zur Unterstützung der produktiven Kräfte des Kulturlebens entlässt. Hier ist Wachsamkeit in beiden Teilen Deutschlands geboten.

5. Wir begrüßen Vorschläge für neue kulturpolitische Strukturen, der Beratung und Aktionen abseits staatlich-politischer Dominanz, wie sie neuerdings in Ost und West unterbreitet wurden. Zum Beispiel eine gemeinsame Kulturkonferenz, was Freimut Duve vorschlug. Übrigens darf ich auch bekannt geben, dass in Sachsen, also in Dresden, eine sächsische Akademie gegründet worden ist.

Wir sind bereit, uns bei den weiteren Vorbereitungen solcher Einrichtungen zu engagieren, wobei jene Modelle von uns besonders unterstützt werden, die zentrale und administrierte Förderfonds nicht vorsehen.

Vielleicht wird Sie das interessieren: demnächst wird es eine Fortsetzung geben.

Peter Ensikat

Ich heiße Peter Ensikat und mache, wie mancher von Ihnen vielleicht weiß, Satire und Kindertheater. Ich habe nur eine Anmerkung zu machen: Erstens halte ich die Bezeichnung "demokratischer Sozialismus" schlicht und einfach für Pleonasmus. Zweitens wurde vorhin davor

gewarnt, zu neuen Utopien zu kommen. Ich muss sagen, ich könnte nie Kunst machen, wenn ich mir keine Utopie bewahren könnte. Als Drittes eine Anmerkung zu dem eben verlesenen Papier. Ich begreife nicht, wie schnell so ein Protest kommen kann. Ich weiß nicht, ob Sie den Inhalt dieses Kulturabkommens schon genau kennen. Ich kenne ihn nicht. Ich glaube, der Glaube daran, dass nun alles ohne jeden Plan geht, der ist auch falsch. Noch etwas zu unserer speziellen Situation. Wir haben, glaube ich, einen großen Vorteil in der Kultur gegenüber der Ökonomie. Hier begegnen sich nämlich nicht eine arme und eine reiche Kultur, sondern hier begegnen sich zwei Kulturen, und das ist unsere Chance.

Heiner Carow

Ich heiße Heiner Carow, ich bin Filmregisseur hier in der DDR. Mir geht es um die zwei Kulturen, die wir hier vertreten, um die eine, um die bin ich sehr besorgt. Wenn wir hier zusammenkommen zur Rettung der Kultur der DDR oder überhaupt der Kultur oder um die wichtigsten und menschlichsten Gedanken unserer gewesenen Kultur zu retten oder auch die Tradition unserer Geschichte in unserer Kultur, dann frage ich erst einmal, wie wir das anstellen und bewerkstelligen wollen. Mich beunruhigt diese Liste oder Annonce, der Leute, die hier Geld investieren wollen, ganz ungeheuer. Ich weiß, dass ein Bankmann angeboten hat, der DEFA fünfzig Millionen zu geben. Ich muss sagen, die DEFA braucht diese fünfzig Millionen auch sehr dringend, aber ich weiß, was dann aus der DEFA wird. Wenn wir es in den vergangenen Jahren schwer hatten - und mich hat das "Nicht machen dürfen" von Filmen viele Jahre meines Lebens gekostet - so habe ich mir aber, wenn ich Filme machen durfte, nie Sorgen darüber machen müssen, woher ich das Geld bekommen würde. Überall wo wir auch hinkamen in der Welt, wurde uns versichert, dass wir es dahingehend gut haben. Das zum Beispiel ist etwas, was in Gefahr ist, und vieles, vieles mehr.

Dann muss ich überhaupt ein bisschen über meine Gefühle reden in dieser so aufregenden Zeit. Erstens habe ich überhaupt das Gefühl, dass seit der Wende nicht zwei, drei Monate vergangen sind, sondern auf meinen Schultern liegt eine Last von Erregung, als seien es Jahre, und ich merke, dass meine Kräfte schwächer und schwächer werden und dass ich hilfloser und hilfloser werde. Als ich gestern spät nachts mit dem Auto nach Potsdam nach Hause fuhr, fuhr plötzlich vor mir einer, der hatte ein Auto, was es hier eigentlich gar nicht gibt und mit dem bisher nur die Funktionäre gefahren sind, es war nur nicht dunkel, sondern hell angestrichen. Er hatte eine Potsdamer Nummer und daneben das Schild „D“. Ich merkte, wie ich, hinter ihm herfahrend, immer aggressiver und aggressiver wurde und wie ich eigentlich das Gefühl hatte auf mein Gaspedal zu drücken und ihm hinten auf sein "D" zu fahren. Aber ich erschrak dann auch über mich selber, denn ich kenne diese Gefühle aus meinem bisherigen Leben so nicht. So nicht.

Ich erschrecke auch über eine Brutalität, die es vor ein paar Monaten, vor zwei Monaten, als wir hier anfangen, als die Leute in Leipzig riefen "Wir sind das Volk" und als in Berlin hier die Millionendemonstration war und eine Freundlichkeit auf den Straßen war und eine Verständigung, dass man Tränen bekam vor Freude, und jetzt merke ich, es wird brutaler, es wird brutaler, die Schreie werden lauter und lauter. Kluge Argumente dagegen: Hört doch mal zu, was verspricht ihr euch denn von der Einheit Deutschlands? Wie meint ihr denn, wird dann euer Leben sein? Glaubt ihr, ihr behaltet eure Arbeit, glaubt ihr, ihr behaltet euren Lebensstandard, eure Wohnung? Was verspricht ihr euch, wenn ihr schreit "Deutschland, Deutschland, Deutschland" und

"Helmut". Das kann man nicht fragen, denn es wird dagegen geschrien: "Deutschland, Deutschland, Deutschland" laut, immer lauter, immer brutaler.

Also eine unruhige Zeit, die erinnert an eine Zeit, die es in der deutschen Geschichte schon einmal gegeben hat. Darum sage ich hier, wie wichtig es ist, dass wir uns einigen in dem, was wir an Gedanken, an Tradition, an Wichtigem für uns und für die Leute zu bewahren haben und wie wir stark dabei werden.

Rainer Kirsch

Rainer Kirsch, Schriftsteller, wohnhaft in Berlin, DDR. Zum Volk: Wird man denn so leicht wieder sagen können, dass auch das, oder ein Volk, irren könne? Wird man wieder sagen können, dass Mehrheiten keine Garantie für richtige Lösungen sein müssen? Ist es nicht so, dass wenn ein Volk ausnahmsweise sechs richtige Schritte getan hat, überhaupt keine Garantie besteht dafür, dass der siebente auch richtig ist? Haben wir nicht das stille Bedürfnis, einen Gott, der sich als ein schlechter und kein richtiger erwiesen hat, nun durch einen anderen zu ersetzen, eben durch das Volk und dann sagen: ja, aber die sind ja nicht das richtige Volk? Ich will das nur zu bedenken geben.

Zum anderen, ich weiß nicht, was sozialistische Marktwirtschaft ist. Es wird aber vielleicht deutlicher, wenn man fragt, was bisher von der Regierung Modrow und ihrem Kulturminister an Kulturpolitik gemacht worden ist. Ich beziehe mich dabei auf zwei ADN-Meldungen. Die erste: Es hat eine Tagung des Volkskammerausschusses für Kultur gegeben, und der Minister für Kultur hat dort angeraten, den Text der Becher-Hymne wieder zu singen. Ich spreche jetzt nicht über den zweifelhaften Geschmack dieses Vorschlages, sondern über das Signal, das er damit gesetzt hat. Denn es haben ja in der Geschichte der DDR einmal zwei Texte zur Verfügung gestanden, der von Brecht und der von Becher. Brecht hat seinen dann in die "Kinderhymne" umbenannt. Es wäre dies ja zumindest eine Frage gewesen, die vielleicht mit Dichtern und vielleicht mit der Akademie der Künste vorher zu besprechen gewesen wäre. Aber das Signal war: nein, derartiges wird nicht besprochen. Was daran neue Politik ist, weiß ich nicht. Ich kenne diese Politik.

Die zweite ADN-Meldung vom Kulturminister fängt damit an, dass er die Honorarordnungen außer Kraft gesetzt hat und an die Stelle dieser Honorarordnungen das freie Spiel von Angebot und Nachfrage treten solle. Nun ist erstens die Honorarordnung, die sich die Schriftsteller in siebzehnjähriger Arbeit gegen das Finanzministerium erarbeitet und durchgesetzt hatten, ein wesentliches Stück sozialer Errungenschaft, auch wenn sie nicht alles enthält, was die Schriftsteller gewollt hätten. Die hat er also außer Kraft gesetzt und Angebot und Nachfrage sollen entscheiden. Als ob nicht in allen Gesellschaften der Welt die Kunst subventioniert worden wäre. Man sagt, was Keller jetzt gemacht hat, das ist Thatcherismus. Es ist schlimmer als Thatcherismus. Der Thatcherismus baut darauf, dass es Sponsoren gibt, Mildtätigkeit in der Gesellschaft, ein ganzes Netz, was einen Teil der Marktmechanismen abfedern kann. Alle Gesellschaften, die bisher da waren, haben auch eine Verpflichtung anerkannt gegenüber der Nachwelt, so wie man die Umwelt erhalten müsse und dafür Subventionen braucht, müsse man auch die Kunst für die nächsten Generationen erhalten. Aber dies soll offenbar den Bach runtergehen, denn übrig blieben von den Schriftstellern zwei oder drei oder vier, die große Profite brächten, und für die anderen wären die Verlage und Vertriebe aufgefordert, niedrige Preise zu

geben, das heißt sie im Grunde doch aus der Kunstszene herauszubringen. Wem das zu böse gesagt ist, der braucht ja nur auf diesen Satz zu hören "Die Spreu vom Weizen trennen".

Die DDR hat eine sächsische Dichterschule hervorgebracht, nach der jedes Land dieser Erde sich die Finger lecken könnte, und die ist was? Sie ist Spreu. Sie ist Spreu, und sie ist nicht förderungswürdig. So lange es hier in diesem Land keine Dinge gibt wie Stiftungen, wie Stipendien, wie Sponsoren, muss der Staat diese Rolle weiter spielen, und er kann sie ja auch spielen ohne zu gängeln.

Die dritte Tat, die in diesen Kontext passt, ist, dass die Schriftsteller im vorigen Jahr eine zusätzliche Altersversorgung erreicht und durchgesetzt hatten, wie sie ungefähr Universitätsprofessoren kriegen. Der Fonds, aus dem diese zusätzliche Altersversorgung gespeist wird, haben wir nun kürzlich erfahren, wird nicht mehr aufgefüllt.

Zwischenruf: Das galt doch nur für Verbandsmitglieder!

Das galt für Verbandsmitglieder, und ich rede ja nicht dafür, dass es für andere nicht gelten soll, ich rede ja dafür, dass es nicht abgeschafft werden soll, weil man zurückfällt in eine kulturelle Steinzeit. Wenn man das nicht anerkennen will und wenn man behaupten will, aus diesen Marktmechanismen würde Kunst hervorgehen, dann passiert doch Folgendes. Wenn Rilke nicht den Kippenberg gehabt hätte, der ihm jahrelang sein Dichten bezahlt hat, auch über Jahre, wo Rilke zu seinem Schmerz nichts eingefallen ist, dann hätte doch Rilke nicht etwa aus ökonomischem Zwang schneller und besser gedichtet, er hätte eben überhaupt nicht gedichtet.

Johannes Heisig

Johannes Heisig, Maler und Direktor der Dresdener Kunsthochschule. Das ist jetzt vielleicht das Protokoll meiner derzeitigen Verwirrung. Man muss sich ja mal vorstellen: Ich habe in der Einladung gelesen, es geht hier um eine demokratische Begegnung zweier Kulturen. Gleichzeitig muss ich mit all den Bösewichtern verhandeln, um die Hochschule zu retten, nämlich mit den Sponsoren und den großen Firmen, mit all denen, die hier voll einsteigen wollen und die DDR kaufen wollen, und so schichtet sich eines übers andere, und ich denke, wir sollten mal vielleicht damit anfangen, die Schichten wenigstens verbal auseinander zunehmen.

Wenn ich die Hochschule verlasse, nachdem ich dort gearbeitet habe, komme ich beispielsweise in die Wonnosituation des Herrn Kohl rein, wo meine Studenten verprügelt werden, weil sie glauben, etwas Skepsis einbringen zu müssen in den öffentlichen Diskurs um die Einigung Deutschlands. So schiebt sich eins ins andere. Ich glaube, worum es jetzt hier in diesem Land geht, ist doch nicht irgendeine Form von sozialistischer Marktwirtschaft. Das ist die simple ökonomische Rettung dieses Landes, und dazu - und da sind die ökonomischen Bandagen aus meiner Sicht ganz gnadenlos - wird es nötig sein, diese Wirtschaft zu großen Teilen zu verkaufen. Man muss das ganz hart sehen, meiner Meinung nach. Die Logik der Fakten ist nun einmal so, und deswegen, genau deswegen sind wir aufgefordert, uns auf den Hintern zu setzen und an einer Utopie zu arbeiten. Das heißt, dass wir den Begriff Sozialismus in den Mund nehmen müssen, diesen Begriff Sozialismus definieren müssen. Wir können uns hier nicht hinstellen und sagen, wir warten so lange, bis uns jemand sagt, was wir tun müssen. Um von meiner Utopie zu reden: die hat was damit zu tun, dass all das, was jetzt angeboten wird, mit dem Begriff Leistung zu tun hat. Ich kann auf die Dauer keine Utopie oder keine wünschenswerte Alternative darin sehen, dass alles aufgebaut wird auf dem Wettbewerb und auf der Konkurrenz zwi-

schen den Menschen: Wer ist der Bessere. Ich glaube also, wir müssen wenigstens verbal eine Vorstellung installieren, die etwas zu tun hat mit einer Antwort auf diese Forderung nach der Leistung. Wir haben alle Beweise erst einmal gegen uns. Es scheint ja so zu sein, dass nur die Marktwirtschaft, nur der Kapitalismus eine Denkstruktur initiiert, die vom individuellen Denken ausgeht, die vom Pluralismus, von der Unterschiedlichkeit der Individuen ausgeht und damit Phantasie erzeugt. Alle sozialistischen Modelle scheinen den Beweis zu bringen, dass sie nur in die Diktatur, in die Unterdrückung, in die Stumpfheit führen.

Es ist vorhin gesagt worden, dass wir vor dem Trümmerhaufen eines zusammengebrochenen Regimes stehen. Das ist für mich der erste Ansatz. Ich bin Jahrgang '53, aber was ich da sehe, das ist für einen Intellektuellen in unserem Jahrhundert ein sehr vertrauter Zustand. Ich glaube, dort müssen wir anknüpfen und uns emanzipieren und anfangen darüber nachzudenken, wie eigentlich die Beziehungen zwischen Diktatur und künstlerischer Leistung sind. An dieser Stelle will ich über die Segnung der Mauern sprechen. Wir haben in einer Käseglockensituation gelebt, in der wir einfach und simpel dagegen sein konnten. Damit haben wir uns definiert.

Ich habe mich definiert in dieser Käseglocke, ich musste gegen den nächsten Funktionär auftreten, und schon hatte ich den Beifall der Leute hinter mir, und wir brauchen uns heute nicht zu wundern, dass wir von den politischen Leitfiguren, die wir in den ersten Tagen der sogenannten Wende waren, plötzlich ins Abseits geraten sind. Genau deshalb, weil wir diese Mauer nicht mehr als geistige Bande, mit der wir Pingpong spielen können, zur Verfügung haben. Wenn Klaus Staeck hier Hilfe anbietet, dann wünsche ich mir es in erster Linie so, dass wir uns gegenseitig vor dem Hintergrund unserer unterschiedlichen Felder definieren lernen, dass wir erst einmal ganz präzise aufarbeiten, was uns in den letzten drei Jahrzehnten getrennt hat. Es war ja auch nicht alles schlecht unter der Käseglocke, wir haben ja eine Botschafter-, eine Warnerfunktion gehabt. Wir waren ja ungeheuer gebraucht. Das hat auch diese Fördermechanismen erzeugt, und weil dieses Gebrauchtwerden zusammenbricht, brechen auch die Fördermechanismen zusammen. Wenn der Kulturminister jetzt auch anfängt, irritiert zu reden und zu reagieren, dann glaube ich nicht, dass da ein Programm dahintersteckt. Da steckt vermutlich genau dieselbe Ratlosigkeit dahinter. Es muss jetzt alles ganz schnell gehen. Und hier möchte ich ganz bewusst an das anknüpfen, was die Adrienne Goehler vorhin gesagt hat: Dass es um Sprache geht und um die unterschiedlichen Bezugssysteme, die wir uns klarmachen müssen, wir müssen das Künstlerbild, das es bisher hier gegeben hat, ganz präzise beschreiben und gegen das Bild des Künstlers im Westen stellen. Da sehe ich einen großen Sinn der Begegnung zweier Kulturen, und wir müssen über Begriffe reden und diesen Gedanken, den sie mit der Frauenfrage bezeichnet hat, nicht in eine Ecke schieben. Vor allem wir Männer nicht. Weil sich hier etwas ausdrückt, was mit der Emanzipation des Individuums zu tun hat, nämlich auch der sprachliche Emanzipation, der Emanzipation von Strukturen der Selbstfindung. Da glaube ich, sind uns Frauen aus ihrer unterprivilegierten, unterdrückten Situation a priori ein Stück voraus. Wir sollten uns vielleicht als Intellektuelle diesem Problem sehr stark zuwenden, um daraus Schlussfolgerungen für unser Denken zu ziehen.

Christoph Hein

Christoph Hein, DDR-Schriftsteller. Es ist fünfundzwanzig Jahre her, da schrieb Arno Schmidt: „Ich danke Gott jeden Morgen dafür, dass es die DDR gibt. Ich hoffe, dass es in der DDR einen

Kollegen gibt, der das Gleiche tut, in westliche Richtung." Ich habe Arno Schmidt leider nie getroffen, um ihm zu sagen, dass es zumindest einen gibt. Ich weiß, dass der real existierende Sozialismus vermutlich etwas rumänischer ausgefallen wäre, wenn es Westdeutschland nicht gegeben hätte. Ich meine allerdings auch, und das ist wohl die Meinung von Arno Schmidt, dass Westdeutschland ein wenig mehr von Margret Thatcher hätte, wenn es diese so verkommene DDR nicht gegeben hätte. Ich glaube, wenn es zur Wiedervereinigung, genauer zur Einverleibung kommen wird - und das werden die Künstler nicht verhindern - , wenn es denn kommen soll, dann sollten die Sozialfälle, die Arbeitslosen in der Bundesrepublik etwa, heute schon die Sozialleistungen Nordamerikas anschauen, das dürfte dann auch die deutsche Zukunft werden.

Allerdings: Unsere Städte sehen grausam aus, ob Leipzig oder Dresden oder Weimar oder Stendal. Doch ich denke, wenn unsere Städte so aussehen wie Frankfurt am Main, wäre es zumindest für mich gerade keine leuchtende Alternative, aber ich weiß, dass für die DDR-Bevölkerung vierzig Jahre dieses Sozialismus eben mehr als genug waren, und wir sie mit Worten nicht dazu überreden können, noch länger auszuharren, zu warten und es mit eigener Kraft zu schaffen. Ich fürchte, sie werden auf diese dargebotenen Geschenke eingehen wollen. In zwei Tagen ist Weihnachten, und ich erinnere mich noch aus der Kinderzeit: Geschenke werden immer sehr teuer bezahlt. In Dresden hat Bertelsmann gerade ein großes Geschenk gemacht: einen Buchladen. Er verkauft dort die Bücher, das Geld will er gar nicht haben, das kann gleich in Dresden verbleiben. Es geht um dieses Geschenk, das sind so die Einstiegs Geschenke. Ich ahne, wie es da lang gehen wird. Ich weiß auch, und werde den Teufel tun und da gegen die Bürger der DDR sprechen wollen, dass das Volk der DDR zuviel und zu lange entbehrt hat, um jetzt nicht mit allzu leuchtenden und großen Augen darauf zuzugehen, es einfach haben zu wollen. Das wird keiner verhindern können, das ist nach vier Jahrzehnten DDR vermutlich wirklich nicht zu verhindern. Ich habe nur die Hoffnung, dass das Volk der DDR den Kapitalismus noch ein bisschen genauer kennenlernt als von so einer kurzen Besuchsreise, damit es weiß, was dann in etwa auf die DDR zukommt.

Aber ich hoffe, dass wir jetzt nicht das noch aufgeben, was gar nicht aufgegeben werden muss. Also bestimmte Errungenschaften in Sachen der Kultur. Ich hoffe, dass jetzt nicht hinter unseren Rücken schon wieder Dinge passieren, die dann, irgendwie in einer schlimmeren Art als in den vier Jahrzehnten vorher, etwas verkaufen. Die Leute, die in den letzten Jahren da an die Macht gekommen waren, haben ja im Grunde nur ein korruptes System genutzt. Sie haben es ja nicht erst korrupt gemacht. Es war ja korrupt, als sie an die Macht gingen. Die Leute, die das untersuchen, werden ihnen dieses Eine nicht vorwerfen können, dass sie ein blauäugiges, schönes kommunistisches System gedreht hätten. Im Gegenteil. Es war völlig verdreht und sie nutzten es nur. Wenn aber jetzt nach dieser Chance, die wir da im Oktober hatten, auf einmal hinter unserem Rücken dann doch wieder so ein Drehen stattfindet, dann ist dort ein schlimmerer Amtsmissbrauch und Verrat am Werke. Dann müsste wohl doch eine weitere Untersuchungskommission gegründet werden, die dann den möglicherweise stattfindenden Verrat zu untersuchen hat.

Ich wollte noch ein Wort sagen. Wir haben keinerlei Übung in Sachen Demokratie. Ich werde aus diesem Grund mich in dem kommenden halben Jahr, wo es um Wahlen geht, nicht so sehr für Parteien einsetzen, sondern nur für diese Demokratie. Ich fürchte, dass diese Wahlschichten bis hin zum sechsten Mai zu Gewalt führen können. Weil wir es eigentlich nur gelernt haben, dass der politische Gegner der Feind ist, der Konterrevolutionär, der Volksfeind. Was

anderes haben wir in diesen mehr als fünfundfünfzig Jahren nicht gelernt. Wir fangen an, die ersten Schritte zu machen. Ich glaube, für mich jedenfalls ist diese Demokratie da wichtiger als irgendeine der Parteien. Denn ich fürchte, dann geht uns nicht nur die Deutsche Demokratische Republik, dann geht uns die Republik verloren.

Hardt- Waltherr Hämer

Hardt-Waltherr Hämer, Westberlin. Ich komme mit einem ganz pragmatischen Punkt. Es ist eben gesagt worden, die Städte sehen grauenhaft aus. Die Städte sehen im Westen grauenhaft aus, was die Altbausubstanz betrifft. Die sind nämlich so aufgemotzt, dass man sie nicht wiedererkennen kann und kaputtgebaut worden. Und im Osten sehen sie so aus, wie Kreuzberg vor zehn Jahren ausgesehen hat.

Ich komme aus Kreuzberg. Wir machen da behutsame Stadterneuerung. Am vorigen Wochenende wurden wir von Argos, einer Bürgerinitiative in Potsdam, gebeten, Hilfe zu leisten und mit den ehemaligen Instandbesetzern von Kreuzberg nach Potsdam zu kommen, Dächer dicht zu machen und so weiter. Die Zeitungsmeldungen waren ganz schnell da. Von Schreibern, die damals gegen die Instandbesetzer heftig waren, die völlig überrascht waren, was da passiert. Gestern kam ein Anruf aus Westdeutschland bei uns an: "Wir lesen hier im Handelsblatt von dieser hervorragenden Aktion Ost-West, dass wir von unten gegen eine verrückte Stadtplanung, die das ja abreißen wollte, oder gegen eine verrückte Stadt, die das ja verkaufen wollte, etwas gemacht wird". Eigentlicher Gegenstand des Anrufes war: Ihre Firma "S.T.E.R.N." hat ja da, immer von unten und so weiter... Hören Sie: Uns stehen fünfhundert Millionen blank sofort zur Verfügung, vermitteln Sie uns den Kauf? Wir werden ein Tourismuszentrum daraus machen!

Ich denke, nur der informierte und wissende Mensch kann richtig handeln. Deshalb gebe ich diese Information. Wir haben vor zehn Jahren in Kreuzberg vor den gleichen beschissenen Häusern gestanden, von denen niemand mehr meinte, dass sie noch repariert werden könnten. Die Utopie damals war: das geht mit den Menschen, die darin wohnen wollen. Und auch, dass dies nicht, wie die Spekulanten damals gesagt haben, doppelt so teuer ist wie ein Neubau. Es ist im Ende halb so teuer wie ein Neubau und kostet ein Drittel der Zeit, wenn man es mit den Leuten macht, die darin wohnen wollen und die damit was zu tun haben. Das geht in den Städten in der DDR auch.

Helmut Hanke

Helmut Hanke, DDR, Hochschule für Film und Fernsehen. Ich spreche aber hier mehr als Kulturwissenschaftler. Ich will niemanden belehren, aber ich will mit einem Satz anfangen, der vielleicht bei dem Übergewicht, welches aus begrifflichen Gründen die Kunst hier hat, nicht ganz unwichtig ist. Der Satz soll heißen: Kultur ist viel mehr als Kunst, sie funktioniert auch sehr viel anders als Kunst. Der zweite Satz ist: Ich bin auch einer, der alles vereinfacht und vergrößert. Vor Wochen habe ich auf einer Ausstellungseröffnung gesagt, dass ich mich mit allen Fasern dagegen wehre, dass an die Stelle von Hammer, Zirkel, Ehrenkranz in das Staatswappen der DDR eine Banane implantiert wird. Das fand ich damals recht witzig. Jetzt bin ich eben wieder durch Westberlin gefahren und habe mir aufgeschrieben: Nichts gegen Bananen. Ein Sozialismus, den Intellektuelle sich wieder als eine völlig neue Art zu leben ausdenken, als das nun

endlich mögliche, friedfertige, gewaltfreie, freundliche Leben der Gleichberechtigten - mit diesem Ideal werden wir wohl die sozialistische Richtung im Lande nicht halten. Ich sage das eher als Information für die Kollegen aus der Bundesrepublik und aus Westberlin.

Ob es noch Arbeitersozialismus geben kann in dieser Welt, wo die sozialen Strukturen ja sehr viel differenzierter, moderner und sehr viel anders, sehr viel individueller werden, das mag dahingestellt sein. Bis jetzt gibt es in der DDR keine politische Kraft, die glaubhaft Arbeiterinteressen definiert und vertritt. Das Desaster der alten Partei hat damit zu tun, dass sie die Arbeiterinteressen ja auf gröbliche Art verraten und verkauft hat, und die Gewerkschaft hat die Krise, die wir erleben, mitverschuldet. Insoweit ist die Sache bei uns ganz anders als bei euch, wo es ja erfahrene Gewerkschaften und sehr viele differenzierte Interessenvertreter des arbeitenden Volkes gibt. Das gibt es ja bei uns nicht. Ich will niemandem von der Opposition zu nahe treten, ich habe an den zähen und schwierigen Debatten um die neue Selbstfindung ja Wochen- und monatelang teilgenommen. Ich sehe, dass auch wir nicht recht im Stande sind, die Interessen der arbeitenden Mehrheit zur Sprache zu bringen, und dann wundern wir uns, wenn sie auf der Straße ihre Interessen so definieren, wie sie sie eben verstehen. Wir sind dann schnell wieder bei der Hand und sagen, das sind die Rechten! Und die Linken bejammern nun doch wieder, dass das Volk nicht das ist, was es eigentlich sein müsste. Das kommt mir nicht gut vor.

Wir müssen unbedingt, ich spreche jetzt für die neue SED, deren Veränderung ich lange herbeigesehnt und herbeigeredet und am Ende auf dem Parteitag in einer bescheidenen Nebenrolle als Delegierter erlebt habe, also meine Partei muss unbedingt diese Interessen formulieren. Man muss eben wissen, dass die Mehrheit der Arbeitenden in der DDR unter unzumutbaren, unmodernen, schweren Arbeitsbedingungen lange arbeiten muss und dass man für schwere Arbeit und lange auszehrende Arbeit relativ wenig verdient. Dass man sich deshalb nicht zu wundern braucht, dass die Forderung, für anständige Arbeit gutes Geld zu haben, immer lauter wird. Die Lohndifferenzen zwischen beiden Teilen Deutschlands sind ja evident, das muss man sicher wissen.

Ich rede an der Hochschule gegen Konsumismus, ich betrachte ihn als eine Entartung der Gattung, den Weg in die falsche Richtung. Aber Konsumverzicht ist angesichts des Desasters, was auch in der Versorgung droht, die falsche Losung. Wenn wir, das wage ich als dunkle Ahnung hier auszusprechen, wenn wir sozial abdriften sollten, in ernsterer Weise, als es gegenwärtig der Fall ist, dann wird die Richtung siegen, die wir nicht wollen. Dass Leute mehr von der Welt sehen wollen, als ihnen bisher zugänglich war, bei den schon begrenzten Inlandsreisemöglichkeiten, darf doch niemanden wundern.

Der letzte Punkt. Die DDR-Leute, sofern sie mit der Wissenschaft zu tun hatten, wissen, dass ich ein Fürsprecher von Massenkultur bin. Dass wir keine Massenkultur konstituieren konnten, lag an den Verhältnissen. Wir haben auch heute keine. Wir haben keine funktionierende Kultur, die in energischer Weise die historischen Interessen von Mehrheiten populär zu vertreten im Stande ist. Bei aller Leistung und aller Anerkennung, die auch viele von den Künstlern verdienen, die hier im Saale sitzen, das ist auf dem alten Wege nicht gelungen. Und Sie brauchen ja nur scharfe Blicke in die jetzige Medienlandschaft der DDR zu werfen, da werden Sie sehen, dass es das eben nicht gibt. Wenn unsere Kulturgesellschaft einen Weg finden könnte, wie wir gemeinsam so eine Art linke Massenkultur, die auch in Medien deutlich und populär agieren kann, schaffen, dann haben wir vielleicht etwas vollbracht, was die Welt noch nicht kennt.

Ernst Schumacher

Ernst Schumacher. Ich bin emeritierter Professor für Theorie der darstellenden Künste. Ich schreibe noch Theaterkritiken und ich bin auch Mitglied dieser Akademie der Künste. Ich bin sehr froh, dass die Kulturgesellschaft sich so rasch als produktiv erweist, dass sie eine Zusammenkunft zwischen Künstlern aus Ost und West und Kulturinteressierten aus Ost und West in diesem Zentraleuropa, genannt Deutschland, zu Wege gebracht hat. Ich bin aber besonders froh darüber, dass hier Künstler oder Theoretiker und sonstige Leute, die sich mit Kultur und Kunst beschäftigen, aus der BRD und aus Westberlin anwesend sind und sich hier zumindest andeutungsweise, wenn auch nicht ausgeprägt - so etwa wie Klaus Staeck - darauf hingewiesen haben, dass für die Kultur und Kunst der vergangenen vierzig Jahre nicht nur eine Negativbilanz zu ziehen ist. Es ist in diesen vierzig Jahren in dieser DDR doch eine Kultur und Kunst hervorgebracht worden, die sogar die deutsche Nationalkultur mitbestimmt. Heiner Müller hat das einmal in einer witzigen Bemerkung formuliert, in der aber trotzdem so etwas wie Wahrheit steckt: "Der DDR-Sozialismus hat so viele Talente hervorgebracht, dass diese Talente in der DDR selber gar nicht verwertbar sind". Nun ist ein Teil dieser Talente durchaus nicht freiwillig aus diesem Land weggegangen, und ein anderer Teil ist hier geblieben, und ich glaube, dass beide in der Tradition einer Kunst- und Kulturauffassung und damit in gewisser Weise auch von einer Politikauffassung, von einem Weltbild stehen, die eine große Tradition hat. Die Künstler, die hier unter uns sitzen, wie Hein oder Christa Wolf oder Heiner Müller oder Kirsch oder Braun, sie stehen doch alle in einer Tradition, die zunächst einmal geprägt war durch die Künstler des Antifaschismus, sie stehen in der Tradition von Brecht, Felsenstein, von Langhoff, um nur die Leute zu nennen, die mein Fachgebiet besonders betreffen. Aber sie haben eine eigene DDR-Kultur geschaffen, eine eigene DDR-Kunst, und damit bin ich bei dem zentralen Problem, das mich bewegt.

Es ist für mich eine DDR-Identität, gerade auch mit Kunst und Kultur zustande gekommen. Ich frage mich: Ist diese kulturelle Identität verteidigbar, ist sie bewahrbar, oder geht sie verloren, und wie kann sie bewahrt werden? Oder wie kann sie als positiver Faktor eingebracht werden in ein wie auch immer strukturiertes Deutschland, ob man das konföderativ oder föderativ nennt? Geht mit der sogenannten deutschen Einheit, ich will's mal negativ formulieren, bei Nichtaufrechterhaltung der DDR, all das verloren, oder gibt es eine Möglichkeit, hier etwas zu bewahren, indem man sich zusammentut mit den Kräften, die auf dem Gebiet der Kultur und Kunst im anderen Teil Deutschlands arbeiten, die man bisher als Künstler der alternativen Kultur bezeichnet hat? Ich glaube, dass man hier die Frage der kulturellen Identität einmal konkret stellen muss, die Frage aufwerfen muss: Ist sie kaputt, wenn wir als Staat kaputtgehen, oder gibt es eine Fortsetzung? Ich will hier aber nicht negativ diskutieren. Ich will sagen, ich bin durchaus der Meinung, dass wir gerade durch die Mobilisierung dieser kulturellen Identität auch die Existenz dieses Staates aufrecht erhalten können. Ich glaube, dass die Aufrechterhaltung dieses Staates für uns aus den verschiedensten Gründen ungemein notwendig ist. Ich glaube, dass es notwendig ist, diese Zusammenkunft theoretisch zu vertiefen, zur praktischen Zusammenarbeit zu gelangen. Alles, was hier vorgestellt wurde, ist überdenkenswert, zum Beispiel die Kulturkonferenz oder dergleichen. In dieser Richtung würde ich hier argumentieren wollen, dass wir ein Vertrauen zu uns selber haben müssen. Wir haben nicht nur Negatives geschaffen, sondern auch Positives, und von den einstigen Ansichten, Durchsichten oder auch von den

Verblendungen, die wir gehabt haben, können wir noch sehr viel lernen, wenn wir über den jetzigen Status und aus diesen Unsicherheiten hinaus gelangen wollen.

Für mich geht es auch bereits um mehr. Es geht um die Herausbildung einer europäischen Linken, gegen eine sich organisierende mächtige Rechte. Diese neue Selbstverständigung, diese Herausbildung einer europäischen Linken ist für mich etwas, was mit der Bewahrung der DDR-Kultur zu tun hat. Das, was hier begonnen wurde heute Abend, ist im Grunde auch Bestandteil von Überlegungen in der Akademie der Künste. Es ist auch eine Interessengemeinschaft zur öffentlichen Beschäftigung mit der deutschen Frage geschaffen worden.

Werner Gocksch

Ich bin Kunsterzieher im Bereich der Lehrerbildung und zur Zeit im Ruhestand, in Westberlin an der Hochschule der Künste. Ich habe folgendes Problem. Ich höre hier immer vom Kulturbegriff, von der Förderung von Kunst und Kultur. Ich habe mich damit schon lange beschäftigt, weil ich das einfach musste, wenn man selbst lehren will. Das Problem stellt sich für mich immer in Kunstdiskussionen, besonders dann, wenn es sich um Fachleute handelt. Ich will mich auf den Bereich der bildenden Künste beschränken, weil ich natürlich nicht für alle Künste sprechen kann.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass jeder von sich glaubt, dass er etwas vertritt und dass das eben wichtig ist und zu erhalten und zu bewahren wäre. Die Schwierigkeit ist auf der anderen Seite aber, wie wir ja dauernd erleben, dass wir zum Beispiel in unserem Fernsehen eine ausgesprochene "Spätkultur" haben. Denn nach Zehn kommen da eigentlich erst die Kunstberichte, vorher ist davon gar nichts zu hören. Ich habe mir also ein Videogerät angeschafft, weil ich keine Lust habe, nach Zehn immer noch Berichte zu sehen, und habe die aufgezeichnet. Aber das ist auch kein Zustand. Ich will darauf hinweisen: auf der einen Seite das Selbstverständnis der Leute, die sich mit Kunst beschäftigen und die natürlich glauben, dass das wichtig ist. Auf der anderen Seite sehen wir dann an den Reaktionen, dass das für die Gesellschaft offensichtlich nur am Rande von Interesse ist.

Wir haben in Westberlin, ich glaube, 150 Galerien, und da sind viele junge Leute, die regelmäßig ausstellen. Die glauben natürlich alle, dass das wichtig ist und dass sie gefördert werden müssten. Aber wie funktioniert das? Ich greife diesen Gedanken auf, weil hier geäußert wurde, dass wir die staatliche Förderung bewahren müssen. Aber wen fördere ich denn von 150 Galerien, wo jeder glaubt, dass er wichtig ist. Wer trifft die Auswahl?

Gegenüber dem Begriff Demokratie bin ich da auch skeptisch. Wenn ich daran denke, wie es wirklich läuft. Bedeutende Künstler haben nie einen öffentlichen Auftrag bekommen, nur durch Privathand. Das heißt also, viele Künstler versuchen sich bei uns möglichst selbständig zu machen. Frank Stella in Amerika besitzt eine Fabrik, um seine Riesenobjekte machen zu können, ja wie kann er das sonst finanzieren? Wenn ich mir vorstelle, ein Staat sollte nun demjenigen, der an sich glaubt, eine Fabrik zur Verfügung stellen - soll man das diskutieren, oder wie soll man das eigentlich machen?

Das ist die Schwierigkeit, die ich mit unserem Selbstverständnis habe. Wir glauben, wichtig ist das, was wir tun und das müsste auch gefördert werden. Wie kriegen wir das hin? Hier wurde der Vorschlag gemacht, wir sollten in den Schulen möglichst früh Unterricht machen, damit Kunstverstand verbreitet wird. Das ist sehr gut, klingt sehr schön, haben wir in den sechziger

Jahren alles probiert. Aber die Kinder sehen bei uns Videohorror, und ist das nun Kultur? Wir machen Malerei und glauben, das sei das Wichtige. Wie bekommt man das unter einen Hut? Das ist mein Problem.

Helga Königsdorf

Sollte ich über dieses Jahr schreiben, könnte ein Anfang so aussehen: Meine Seele schrie, meine Haut brannte, mein Verstand verschloss Tür und Tor. Dies war das Jahr, in dem ich aus der Rolle fiel, aus allen Rollen, in dem ich euch entgegen ging mit meinem verquerten Gang. Bitte werft keinen Stein. Ich komme allein, ich trage keine Waffen, ohne Schild. Ich würde also der Marktwirtschaft schon etwas Rechnung tragen und mich vor einer kleinen Dosis Kitsch nicht scheuen. Meine Sehnsucht nach Heimat und Geborgenheit hat mich mitschuldig gemacht, ich wollte zugehören. Jetzt, wo ich auf mich gestellt bin, fühle ich, wie ich Wurzeln treibe in mir.

Es ist wahr, meine Stimme ist leise und mein Arm auch kurz, aber ich bin nicht schwach. Ich habe die Kraft, traurig zu sein und zu lachen. Ich will mich wenden gegen die innere Aufrüstung, gegen die intellektuellen Machtblöcke, gegen die Gesundung des Volkskörpers durch Wegschneiden und Ausgrenzen. Ich bin durch Welten gewandert in den letzten Monaten, durch ausgestorbene gespenstische Chefetagen. Von vergessenen Zivilen servil begrüßt. Ich habe Opfer und Täter getroffen und Opfertäter. Ich habe Opfer, die Täter wurden und Täter, die Opfer wurden gesehen. Ich habe Spuren der Demütigung gefunden, der Erniedrigung, der Machtlosigkeit, der Gewalt, der Angst, der Entfremdung. Ich bin Teil dieses großen Kunstwerkes geworden, das wir gemeinsam erschaffen haben. Wenigstens ist unser Anteil daran groß. Dieses Kunstwerk Revolution, das in hohem Maß ein Kunstwerk ist, weil es die Verkrustungen über der Seele des Menschen aufbricht. Aber zugleich haben wir Kunst und Leben vermischt und sind hinein geraten in dieses Spektakel. Man will uns nicht mehr, oder wenigstens nicht mehr wie früher. Wir stürzen vom Sockel, auf dem wir zwar dem Wind ausgesetzt waren, aber auf dem es sich doch ganz hochgemut stehen ließ, und dieser Sturz ist gut für uns und für die, die uns stürzten. Was wären wir für Künstler, wenn wir die Wirkung unseres Kunstwerkes bedauerten, wenn wir unser Publikum in der Entmündigung belassen wollten. Wir waren privilegiert, sogar in einer einzigartigen Weise privilegiert. Während fast alle von ihrer Arbeit entfremdet waren, konnten wir uns mit dem, was wir schufen, identifizieren. Auch wir waren mit dieser Hierarchie von politischer, staatlicher und ökonomischer Macht konfrontiert. Aber während andere völlig machtlos waren, hatten wir durch diese besondere Lage die Möglichkeit, zu Wort zu kommen. Ich vergesse dabei nicht die Repressalien, denen auch viele von uns ausgesetzt waren. Aber manchmal erlaubten sie sogar eine Identifikation mit dem, was wir nicht schufen.

Dieses Volk demonstriert, trotz der Demütigung, außerhalb der Arbeitszeit, es streikt nicht, dieses Volk hat uns überholt. Auch wir sollten uns an die Arbeit begeben. Denn es stimmt nicht, dass es nichts für uns zu tun gäbe. Wenn man uns aber noch zuhören soll, müssen wir die Geschichte ganz annehmen, sonst kommen wir in die Lage der Leute, die das Sagen bisher hatten, und die sich einen Ausschnitt aus der Geschichte, der bei vielen wirklich der eigene war, requirierten, aber der nicht der Geschichte des Volks entsprach. Worte haben ihre großen Zeiten. Ich würde nun das Wort Wendehals lieber meiden. Nicht weil es die nicht gäbe, sondern wegen der Selbstgerechtigkeit, die uns in den Gesichtern steht, wenn wir es aussprechen. Die Zeit der ersten schönen Empörung ist vorbei. Zerschlagen werden müssen Apparate und Struk-

turen. Ehe wir Menschen erschlagen, sollten wir dem Riss in uns selbst nachspüren, Sorge tragen, dass unsere Leichtigkeit keine unerträgliche Leichtigkeit wird. Wenn die Menschen jetzt anders sind, wir jetzt anders gebraucht werden, so ist das Anlass zu großer Freude, aber auch zu Bescheidenheit, denn wir wissen noch nicht, ob wir dem gewachsen sein werden. Was für eine wunderbare Herausforderung.

Ich habe Mühe mit den Seiten Rechts und Links. Ich weiß, was ich nicht will. Die Verachtung von anderen. Die Selbstgerechtigkeit, die Intoleranz, den Mangel an Zärtlichkeit im Umgang miteinander, nicht Gewalt noch Terror und will, dass die Erde bewohnbar bleibt, dass kein Mensch mehr an Hunger stirbt, erfriert oder erschossen wird. Ich fühle, wie das eine mit dem anderen in Zusammenhang steht. Man könnte sagen, wird uns Künstler der Weltuntergang retten? Das klingt zynisch, aber Weltuntergang, der steht ohne uns ins Haus, wir haben etwas dagegen zu tun. Ein Vorschlag ganz praktischer Art, ich weiß nur nicht, ob er nicht schon geschehen ist. Der erste Weltuntergang, der beschrieben ist, ist die Sintflut und das Buch in dem das beschrieben ist, muss endlich in seine Rechte als Weltliteratur eingesetzt werden und in den Schulen behandelt werden.

Anna Elmiger

Mir geht es auch so, dass ich sehr irritiert bin. Vor allem wage ich nicht, die DDR zu ermuntern, den Sozialismus nicht über Bord zu werfen, um meine Utopie und meinen Traum zu erhalten, wo ich doch die ganze Zeit sehr wohl die Vorzüge des Kapitalismus und all die Bequemlichkeiten genossen habe. Ich bin sehr froh, dass ich heute Abend hier sein kann, als Ausgleich zu dem, was ich heute im Fernsehen vom Brandenburger Tor gesehen habe. Deswegen war ich sehr dankbar, dass die Veranstaltung heute stattgefunden hat. Ich war auch erschrocken über meine Wut - um nicht zu sagen Ekel - vor dem, was ich da gesehen habe, weil ich eigentlich diese Wut nicht will. Ich kann doch nicht einfach sagen, das ist nicht mein Volk. Da gehöre ich doch dazu. Ich habe mir überlegt, wie kommt das, dass ich vor dem, was ich am Brandenburger Tor gesehen habe, so viel Angst habe. Ich denke, dass da entscheidende Dinge gefehlt haben, ein entscheidender Teil von uns, unserem Volk, und auch eine Kultur hat da gefehlt: Warum hat da eine Militärkapelle gespielt? Warum konnte nicht andere Musik da stattfinden? Warum waren keine Theaterleute da, warum haben nur Politiker gesprochen, warum waren da nur Männer? Warum haben Frauen gefehlt? Weil sie gefehlt haben, war es so, wie es war. Immer ist gesagt worden, es sei so symbolträchtig, dass das Brandenburger Tor eröffnet würde. Da muss ich sagen, es war leider auch symbolträchtig, wie es geöffnet wurde. Als ich in einem Nebensatz gehört habe, dass es das Erste ist, worauf man sich geeinigt hat, auf der Quadriga den Reichsadler und das Eiserne Kreuz wieder einzusetzen - da muss ich nur sagen, diese Symbole will ich nicht. Ich würde mir wünschen, dass wir oder auch andere öffentlich sagen, dass wir auf diese symbolische Ergänzung verzichten und dass es vielleicht auch ganz symbolträchtig wäre, das wegzulassen.

Thomas Krüger

Mein Name ist Thomas Krüger. Ich möchte ein Wort gegen die linke Melancholie sagen, die sich hier breitgemacht hat, gegen die Skepsis, die geäußert worden ist von den Leuten, die an diesen vierzig Jahren hängen und nicht sehen, dass die Geschichte einfach über diese Skepsis hinwegrollen wird. Ich denke, dass in diesen letzten Wochen in einigen wenigen Tagen ganze

Jahre vergangen sind, die so schwer auf diese Schultern drücken werden, dass sie sich einfach darauf einzustellen haben und sie sich nach dem Gang der Geschichte an diesen Sachen zu orientieren haben werden.

Damit hängt zusammen der große Irrtum von den zwei deutschen Kulturen, oder, wie Raddatz gesagt hat, von zwei deutschen Literaturen. Ich halte das für einen Flop. Ich denke, dass es diese Tage gezeigt haben, dass es nur eine deutsche Literatur gibt. Das Wichtige, ist nicht die Zwifältigkeit, die ist nur Simulation, das Wichtige sind die Differenzen und diese Differenzen haben Geschichte. Diese Geschichte, an der hänge ich. Das ist aber nur die eine Seite, wir haben etwas anderes in diesen vierzig Jahren vermisst, das kommt in diesem ganzen Gerede der Wiedervereinigung ganz gut zum Tragen. Die Leute aus der DDR, die von der Wiedervereinigung reden, die meinen doch in Wirklichkeit gar keine Wiedervereinigung. Die gehen doch mit ihren Blicken nicht in die Bundesrepublik, weil sie sich Lederhosen anziehen wollen und Bockwürste essen wollen, sondern weil es um Pizza und Jeans geht. Das hat für mich nichts mit deutscher Kultur zu tun. Ich sag das mal so ungeschützt und profan.

Ich möchte dem Begriff der Differenzen den Begriff der Netze entgegensetzen. Es geht um Vernetzung, nicht um Differenzen. Nicht nur auf der Ebene dieser Leute. Die Mehrheit will sich halt auf dieser Basis des Konsums vernetzen. Aber es geht darum, dass sich Leute, die Kultur, die Kunst machen, ebenfalls vernetzen. Und da gibt es nicht nur die deutsche Sprache, sondern auch die italienische und afrikanische Sprachen. Es ist ein internationaler Rahmen abzu-stecken. Ich hänge an den Differenzen, die mit der DDR zu tun haben, ich suche die Netze und ich werde Sprachen lernen.

Erika Runge

Ich heiße Erika Runge, schreibe, mache Filme und lebe in Westberlin. Ich möchte ganz kurz noch etwas zur Begegnung der zwei Kulturen sagen. Ich fand, dass dies eine ganz fantastische Vorstellung ist, aber ich möchte zu bedenken geben, dass hier auf Sie auch eine Kulturindustrie zukommt. Was macht man denn, wenn man mit diesen Medienriesen zu tun hat und trotzdem in Ruhe arbeiten will? Das heißt, eine Krankenversicherung haben, eine Altersversicherung haben, für die Rechte, die einem abgekauft werden, auch ein bisschen Geld bekommen, damit man in Ruhe arbeiten kann - wie macht man das? Da gibt es Vorerfahrungen. Lassen Sie uns doch auch Erfahrungen konkreter Art austauschen. Denn was auf uns zukommt, ist doch auch die sogenannte EG-Harmonisierung. Da werden zum Beispiel Rechte verscherbelt. Wer hat denn nun die Rechte, wenn via Satellit über Gesamteuropa ein Fernsehprogramm gleichzeitig an einem Abend ausgestrahlt wird, mit synchronem Ton je nach Land, und wer verdient denn daran? Ist das die Kultur, die wir wollen? Wahrscheinlich ist die Macht dieser Medienriesen so groß, dass wir uns da nur schwer behaupten können, die Mediengewerkschaft, mühsam zusammengeschustert, hat hundertachtzigtausend Mitglieder. Für mich ist die Frage auch, was eigentlich eine alternative Kultur ist. Freiheit wovon und Freiheit wozu. Dazu, glaube ich, muss man auch mal über das Menschenbild nachdenken. Diese Konkurrenzkämpferei zum Beispiel finde ich ätzend! Vielleicht fällt uns da auch noch etwas ein, was Spaß macht.

Helke Misselwitz

Helke Misselwitz, Filmregisseurin im DEFA-Studio für Dokumentarfilme. Das Erste ist eine Bitte um solidarische Unterstützung in eigener Sache. Es geht um den Erhalt des Dokumentarfilms in der DDR. Ich glaube, dass es ein beachtliches kulturelles Phänomen ist, was wir hier seit Jahren praktiziert haben. Wir haben Dokumentarfilme fürs Kino gemacht, mit staatlicher Unterstützung, das heißt mit Subventionen des Staates und auch in einem staatlichen Studio. Wir haben zwar nicht immer die Filme machen können, die die Gesellschaft vielleicht wirklich kritisch betrachtet haben, und haben auch nicht die Filme machen können, die wirklich analytisch waren. Aber ich glaube, wir haben über Jahre hinweg Bilder vom Alltag in diesem Lande aufbewahrt und ihn dokumentiert. Ich denke, dass zukünftige Filmemacher davon profitieren werden. Ich bitte, dass man uns in dieser Sache solidarisch unterstützt, dass es also weiter den subventionierten Film gibt und dieses staatliche Studio, um diese Filme auch produzieren zu können.

Mein zweites Anliegen ist die Bitte, sich mit den jungen Filmemacher in Ost und West zu solidarisieren. Ich habe über Jahre hinweg den Wunsch gehabt und habe es auch versucht, an den entsprechenden Stellen Unterstützung zu bekommen. Leider ist das nicht der Fall. Wir sind das einzige sozialistische Land, das kein Studio besitzt für den Filmnachwuchs, aber ich habe mir gedacht, vielleicht wäre jetzt die Gelegenheit, so etwas wie ein Studio des jungen Films in Ost und West ins Leben zu rufen. Also dass beide Staaten und der Senat von Westberlin Geld geben, für Filmemacher, Absolventen von Filmhochschulen aus beiden Ländern, die in demokratischer Selbstverwaltung bestimmen, welche Filme dort produziert werden, dass sie frei sind von Verleih- und Sendezwängen, also frei von kommerziellen Zwängen.

Werner Liersch

Werner Liersch, DDR-Autor. Ich glaube, einer der Vorzüge der DDR-Kunst resultierte aus einem Mangel. Aus einem Mangel an Anpassungsfähigkeit, und diesen Mangel der DDR-Kunst sollten wir versuchen aufrecht zu erhalten. Wir sollten uns weder anpassen an Bertelsmann noch an Rowohlt und an andere Konzerne, wir sollten versuchen, auch in dieser Periode unser Konzept der Nichtanpassung an derartige Strukturen aufrecht zu erhalten. Sie kommen mit Vehemenz und Macht auf uns zu, und dabei sind einige ganz schlichte Dinge zu nennen. Hinter den Kulissen findet ein Ausverkauf des DDR-Verlagswesens statt, der eigentlich nur als beschämend zu bezeichnen ist. Ich habe vor vierzehn Tagen mit einem Verleger aus Hamburg gesprochen, der mir sagte, dass DDR-Verlage ein Überbieten von Titeln vornehmen, das ihn erschreckt. Es übertrifft alle Erfahrungen, die er auf dem bundesdeutschen Buchmarkt gemacht hat, wenn es etwa um einen bedeutenden Titel aus den USA geht. Ich glaube, wir sollten uns die Frage stellen, wem gehören denn eigentlich die Verlage in der DDR. Wer bestimmt eigentlich? Bestimmen über den Ausverkauf dieser Verlage die Verleger, die eben noch die Austreibung von Autoren vorgenommen haben? Etwa die Verleger, die dafür gesorgt haben, dass Erich Loest in der DDR nicht gedruckt wurde und die DDR verlassen musste, oder der Verleger, der dafür gesorgt hatte, dass Monika Maron gestraft wurde, weil sie einen Briefwechsel mit Joseph von Westphalen über deutsche Zustände führte und der erreichte, dass ihr Buch „Flugasche“ dann doch nicht in der DDR gedruckt wurde. Dürfen diese Verleger nun auf eine andere Art und Weise bestimmen, wer in der DDR gedruckt wird, indem sie etwas hinein holen, was sie als die neue Qualität verstehen? Diese neue Qualität ist massenwirksam, wie sie das bezeichnen. Ich glaube, diese Art von Anpassung in der neuen Periode sollten wir ebenfalls nicht mitmachen.

Ina Merkel

Mein Name ist Ina Merkel, ich bin Kulturwissenschaftlerin. Ich habe mich zu einem Zeitpunkt gemeldet, als hier nur Männer geredet hatten und ich den Eindruck gewann, ich müsse mal etwas Praktisches für die Erneuerung der Kultur tun, wenn ich als Frau ans Mikrofon trete. Ich glaube, die Rettung der Kultur kann ohne die Frauen nicht geschehen. Hier ist sehr viel darüber gesagt worden, was die alte ostdeutsche Gesellschaft gewesen ist. Auf jeden Fall war sie patriarchalisch deformiert. Frauen sind in dieser Gesellschaft selten zu Worte gekommen. Wenn sich diese Gesellschaft jetzt erneuert, kann sie das nicht ohne die Frauen, sondern nur mit den Frauen tun.

Auch denke ich, dass die Frauenproblematik im Verhältnis der zwei Kulturen eine Rolle spielen könnte. Wir haben in der DDR wohl eine andere Lebensweise von Frauen ausgebildet. Ich befürchte, dass in der jetzigen Situation nicht nur Kunst und Kultur den Bach runter gehen, sondern vor allem Lebensbedingungen von Frauen, die mühsam erkämpft worden sind. Das halte ich für die gefährlichere Seite der Sache.

Drittens schließlich können gesellschaftliche Ideen und Utopien wohl nur entwickelt werden, wenn Frauen hier nicht wieder als Randproblem vorkommen, sondern wenn Frauen durchsetzen, an der Gesamtpolitik beteiligt zu sein, indem sie eine Stimme in dieser Gesamtpolitik haben - und zwar die Hälfte aller Stimmen. Ich bin also für eine radikale Quotierung. Was von Frauen kulturell einzubringen wäre, das sollte/könnte auf keinen Fall ein Konzept der weiteren Verprivateigentümlichung sein, ihnen dürfte es um gesellschaftliche, gemeineigentümliche Alternativen gehen.

Brigitte Martin

Ich bin Brigitte Martin, Schriftstellerin. Es wird sehr viel über unsere bankrotte Ökonomie gesprochen. Aber ich möchte doch darauf hinweisen, dass wir in diese Situation gekommen sind, weil über vierzig Jahre hin unsere Bedingungen - oder die Kultur des Arbeitens und des Lebens - gesunken sind, vollständig vernachlässigt von der Führung. Es hat aber immer Menschen gegeben, die sich über das eigene Ich hinaus mit dem Gemeinwohl beschäftigt haben und versucht haben, ihre Leistung einzubringen in ökologische Prozesse oder auch in den Denkmalschutz. Diese Leute sind in den Gesellschaften für Natur und Umwelt und in den Gesellschaften für Heimatkunde und Denkmalpflege im Kulturbund verankert gewesen. Sie haben sich über vierzig Jahre lang mächtig gegen den Führungsanspruch der SED wehren müssen, weil ja die Kreis- und Bezirksparteileitungen sich vorbehalten haben, die staatlichen Leitungen, also die Funktionäre dort einzusetzen.

Im Laufe dieser Umwälzung hat sich der Kulturbund von dieser Doktrinierung durch die Partei befreit, und nun könnte es eigentlich geschehen, dass die Arbeit an der Basis, die Ziele und Forderungen, die sie sich stellt, in die Praxis umsetzt. Was passiert nun? Der Minister für Kultur, Dietmar Keller, hat die Mittel für den Kulturbund gestrichen. Die hauptamtlichen Leute, die dort in den Kreisleitungen tätig sind und die mit sehr viel Engagement die Arbeit ihrer Gruppen zusammengehalten haben, bekommen nur noch bis November 1989 ihr Gehalt. Es wird schnöde gesagt, die Kulturbundleute mögen mit ausländischen Organisationen kooperieren, obwohl sie in keinerlei Foren eingeladen werden, keine Möglichkeit zur Artikulation - weder in

den Massenmedien noch auf andere - Art haben. Der Kulturbund hat durch ein Arbeitspräsidium dazu aufgerufen, sich von der Basis her zu erneuern, also seine Leitung von der Basis her zu erneuern - denn an der Basis funktioniert die Arbeit - und hat dazu auch ein Papier herausgegeben, in dem gefordert wird, dass der Aufbau-Verlag wieder in den Besitz des Kulturbundes übergeht und ebenso die Wochenzeitung "Sonntag". Darüber wollte ich informieren.

Hennig Brands

Mein Name ist Hennig Brands, ich komme aus Berlin-West und arbeite mit seelisch und psychisch erkrankten Menschen. Ich möchte meinen Ausführungen ein Zitat von Jean Dubuffet vorwegstellen, dem Erfinder der art brut: "Kunst ist immer da, wo man sie möglicherweise nicht vorfindet". Ich denke, dass ich hier auch für die Menschen sprechen muss, für die ich arbeite und die in allen Gesellschaften zur Schattenseite gehören, zu denen, die sicherlich auch nach dem neunten November in der DDR eine gewisse Zuneigung brauchen: von besonders künstlerisch kreativen Menschen.

Ich glaube, dass es wichtig ist, zwischen Kunst und Therapie zu unterscheiden und sage das im Hinblick auf eine Möglichkeit künstlerischen Arbeitens in diesen Randzonen der Gesellschaft, um es in diesen - auch in der DDR vorhandenen - Anstalten oder Kliniken auf ein gewisses Maß zu heben. Vielleicht wäre in der DDR sogar eine Gesellschaft zu gründen für den Austausch, der sich mit der entsprechenden Gesellschaft der BRD - vielleicht über Ausstellungen, über Möglichkeiten der künstlerischen Aus- und Weiterbildung - zu beginnen wäre, um sie aus diesem Bereich des wirklichen Zurückgedrängtseins künstlerischer Dinge in die Öffentlichkeit zu stellen, um diesen Menschen auch durch Selbstdifferenzierung die Möglichkeit zu geben, dass sie selbst sprechen können bei der Neuformierung einer DDR-Kultur.

Ulrich Roloff-Momin

Ich verlasse mal die Rolle des Moderators und möchte nach diesen mehr als zwei Stunden versuchen, einiges von dem wiederzugeben, was ich so empfinde. Wenn der Titel heißt "Zwischen-Rede - über den Zustand deutscher Kulturen", dann ist mir dabei aufgefallen, dass sich zum überwiegenden Teil die Bürger aus der DDR gemeldet haben. Die, die sich aus dem anderen Bereich gemeldet haben, haben ihre Scheu, sich einzumischen, argumentiert und dargestellt. Mir geht das ähnlich. Es ist sicher richtig, dass man sich einmischen muss. Aber die Frage ist doch dann, welche Rolle nehmen wir an, wenn wir uns einmischen. Kann es die Rolle derjenigen sein, die Ratschläge geben, kann es eine Rolle derjenigen sein, die Erfahrungen mitteilen, oder muss es nicht alles zusammen sein? Auf jeden Fall aber muss es mit dem ganz gehörigen skrupulösen Gefühl getan werden, dass wir nur eine Sicht vermitteln können. Und ich sag das so ganz direkt: gegenüber einem Volk, dass eine friedliche Revolution zustande gebracht hat, sind wir nun überhaupt nicht befugt, irgendein Vademekum, irgend welche Verhaltensvorschriften mit auf den Weg zu geben.

Was ich mitnehme aus der jetzigen Diskussion und was ich einfach aus meiner Situation, aus einem anderen Bereich kommend, mitteilen will, das ist erstens: Ich habe in vielen Gesprächen mit Künstlern eine Angst davor verspürt, dass man nun fallengelassen wird. Der Kulturminister erklärt auf die Frage, was ist Kultur - das entscheidet das Volk. Der Kulturminister erklärt, Subventionen wird es nicht mehr geben. Einerseits also die Angst, fallengelassen zu werden und

auf der anderen Seite die Angst, den Staat in die Pflicht zu nehmen. Dass der Staat auch als Kulturstaat - wenn er ein Rechtsstaat sein will, muss er auch ein Kulturstaat sein - die Verantwortung und die Pflicht hat, für die Kultur zu sorgen. Aber da ist die Angst aus einer über fünfzigjährigen Erfahrung heraus, dass die Partei und der Staat immer gleich gesetzt worden sind. Man fürchtet also, wenn man den Staat in die Pflicht nimmt, dass man dann von ihm umarmt und damit erdrückt wird.

Ich glaube, man muss auch ganz ehrlich zu sich selbst sein - und da widerstreiten in meiner Brust die Gefühle. Ich bin auch dagegen, dass ausverkauft wird. Ich bin auch ausgesprochen dagegen, dass Dinge, die wir von Ihnen lernen können, nämlich diese demokratische Streitkultur, die Sie vorgeführt haben, untergehen. Ich frage mich, ob man als Vertreter der Kultur da etwas machen kann und ob nicht das Gefühl der eigenen Schwäche, der Ohnmacht eine Rolle spielt und ob man sich das nicht eingestehen muss und sich danach fragt, ob nicht auch Schwäche und Ohnmacht wieder eine Stärke ist, weil sie letztendlich nicht zwingt, sondern weil sie auch die Gelegenheit gibt, etwas zu tun und etwas auf sich zu nehmen.

Auf der anderen Seite: Aus der eiskalten Logik der Ereignisse, die rollen und die auch weiter rollen werden, glaube ich, dass dieser Ausverkauf stattfinden wird. Ich fürchte, dass der Anschluss kommen wird. Die Frage ist, was wird dann aus der Kultur. Da können wir derzeit keine Antworten geben, weil wir die Antworten nicht wissen. Es wäre fatal, sie zu nennen und Ihnen zu sagen, wir geben Ihnen den und den Ratschlag, etwa: dann wird dieses Kästchen zugemacht und dann das aufgemacht und jenes wird wieder in den Schrank geschoben usw., dann geht das schon. Nein, bei diesem ganzen Gefühl, ohnmächtig zu sein, bei diesen ganzen Skrupeln, vertraue ich doch auf etwas, was ich die subversive und die anarchistische Kraft der Kultur nenne. Wenn es nämlich soweit kommen sollte, dann wird ja damit auch das ökonomische Problem einer Lösung zugeführt werden und dann werden auch selbstverständlich die Staatspflichten gegenüber der Kultur zu gelten haben, so wie sie seit vierzig Jahren in der BRD gelten. Die subversive Kraft der Kultur, der Kunst, der Künstlerinnen und Künstler liegt für mich auch darin, dass sich dann Strukturen eröffnen werden, die das Überleben dieser Kultur auch in Teilen der DDR-Kultur sichern werden. Wie gesagt, das ist eine Utopie, und ich bin so ehrlich, mich dazu zu bekennen, da noch keiner weiß, wie das gehen soll. Aber ich bin davon überzeugt, dass diese subversive Kraft das schaffen wird.

Peter Lorf

Mein Name ist Peter Lorf, ich bin stellvertretender Kulturminister. Ich muss sagen, dass ich nicht die Absicht hatte, heute Abend hier zu sprechen, weil das etwas anmaßend wäre. Es ist Sache der Künstler und Kulturschaffenden, sich hier zu äußern. Aber es drängt mich einfach, drei Bemerkungen zu machen, weil hier viele Dinge an die Adresse des Kulturministers und des Kulturministeriums gesagt wurden, die schlichtweg falsch sind. Ich kann hier nicht daneben sitzen und den Mund halten.

Das erste ist, es wurde behauptet, der Kulturminister habe die Honorarordnung außer Kraft gesetzt. Das ist nicht wahr. Das hat er nicht, das kann er nicht und die Absicht hat er auch nicht. Natürlich muss man über die geltenden Honorarordnungen nachdenken, ob sie zum Nutzen der Künste sind, aber von außer Kraft setzen kann nicht die Rede sein, das ist nicht passiert. Zweitens. Es wurde behauptet, dass der Kulturminister die Gelder für den Kulturbund gestrichen hat. Das ist nicht wahr. Der Minister hat nicht die Gelder für den Kulturbund gestrichen, weil er

niemals über Gelder des Kulturbundes verfügt hat. Er konnte sie gar nicht streichen. Mit diesem Vorgang hat er überhaupt nichts zu tun. Drittens. Es ist behauptet worden, der Kulturminister sei ein Gegner der Subventionen für Kultur. Das ist nicht wahr. Wenn das Kulturministerium in diesem Land überhaupt einen Sinn hat, dann ist der Inhalt dieses Sinnes gerade der, für Subventionen für die Kultur zu sorgen. Wir sind uns darüber im Klaren, Kultur ohne Subventionen geht nicht, und dafür werden wir kämpfen, das ist unsere Absicht.

Joachim Doese

Mein Name ist Joachim Doese. Ich muss Ihnen aber jetzt widersprechen, Herr stellvertretender Kulturminister. Ihr Kulturminister hat sich nämlich in dieser Woche bei uns anders geäußert. Er hat zum Beispiel gesagt, dass der Kulturfond auf ein sehr geringes Maß zurückgeschraubt werden soll. Was bestimmte Folgen hat. Und er hat auch gesagt, dass alle dezentral verteilten Kulturmittel in einen großen Haushaltstopf eingeordnet werden, wo die verschiedenen gesellschaftlichen Vertreter der Bezirke, der Kreise und der Regionen über die Verwendung der Kulturmittel ohne eine Quotierung selbst entscheiden können. Sie können sich vorstellen, dass unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo also ein Ratsmitglied einer gesellschaftlichen Vertretung entscheiden kann, ob er einen Arztplatz einrichtet, in der Schulessenversorgung etwas erreicht, oder ob er irgendwo Kunst finanziert, was er im Moment damit machen kann.

Freimut Duve

Die Zurückhaltung bei unserer Einmischung oder bei unserer Nichteinmischung war angesprochen. Ich möchte mich in einem Punkt sehr engagiert einmischen. Das ist das von Rainer Kirsch dargestellte Problem, dass die Mehrheit des Volkes häufig Irrtümern ausgesetzt ist und dass man davor warnen müsse. Da will ich mich nun wirklich einmischen. Anders geht es nicht. Es geht nur über Mehrheiten und die Frage, ob es dann in Mehrheiten eine politische Kultur gibt, das ist die Frage des Engagements der Künstler und der Strukturen, in denen Künstler sich ausdrücken können, Schriftsteller, Filmemacher und andere. Aber, und das wäre dann die Käseglocke, mit der Furcht vor der Mehrheit und dem Kampf um Mehrheiten Kultur bewahren zu wollen, halte ich für unmöglich. Weil dann nämlich neue Gängelung, neue Elite, neue Kulturoligarchie entsteht, die man gekannt hat.

Ich möchte mich da auch wirklich einmischen als jemand, der häufig Manuskripte in der BRD deshalb veröffentlicht hat, weil sie hier nicht erscheinen durften. Daher nehme ich dieses Recht des Einspruches. Wenn hier eine Demokratie erkämpft worden ist, dann ist für sie nichts gefährlicher als die Angst vor Mehrheiten. Man muss selber den Mut haben, diese Mehrheiten mitzubestimmen und in den Vorgängen um die Mehrheiten sich so zu äußern und auch solche Strukturen zu schaffen und um sie zu kämpfen, dass nicht eine oder zwei Firmen das bestimmen können. Bei Demetrius heißt es ja in ironischer Bewunderung des polnischen Sejm: "Der Staat muss untergehen, früh oder spät, wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet." Das war immer so mein liebster Satz, deshalb kann ich ihn auch immer noch auswendig, aber er ist natürlich falsch. Denn die Staaten gehen unter, wo der Kampf um Mehrheiten gar keine Chance hat, und wo man sich nicht äußern darf. Ich will mich wirklich einmischen, wenn jetzt die Kultur noch einmal in die Nische gerät aus Angst vor dem, was jetzt als Streit da sein wird: in jedem Gegner gleich den Faschisten zu sehen oder den Stalinisten und Gegnerschaften nicht aushält und darum Feindschaften wach hält. Ich hätte dann Angst nach dieser so demokrati-

schen und so international von anderen Bewegungen her mit beeinflussten Revolution, die wir gesehen haben, wenn die demokratische "Gegnerschaft" keine Chance hätte gegen die vor-demokratische "Feindschaft".

Jetzt möchte ich noch zu Erika Runge etwas sagen. Es ist für uns auch wichtig, nicht nur darzustellen, was Privatfirmen sind, sondern auch wichtig darzustellen, was zum Beispiel die Rolle der DKP-nahen Künstler in der BRD in bestimmten Situationen für uns an Problemen geschaffen hat. Objektive Probleme, auch die Scham, wenn wir über Berufsverbot bei uns gesprochen haben und DKP-nahe Künstler bei uns es schwierig machten zu sagen, es gibt Tausende von Berufsverboten in der DDR. Dann wurden wir als Antikommunisten fertig gemacht. Also das ist auch ein Stück, was nicht heute Abend hier zur Sprache kommen soll. Aber wenn wir hier schon auftreten, sollten wir dieses Thema, dass eben auch viel Kultur aus den Devisen der DDR finanziert worden ist, sehr deutlich sagen. Ich hoffe sehr, dass es den einen oder anderen Text von mir sehr lieben Freunden aus der Bundesrepublik über diesen Tatbestand geben wird.

Krista Tebbe

Krista Tebbe, Leiterin des Kunstamts Kreuzberg. Ich denke, was für mich wichtig war in den vergangenen Wochen und auch schon davor, ist, dass das Über-Ich in der DDR, so doppeldeutig es war, für eine kurze Zeit außer Kraft getreten ist. Ich denke, es fangen jetzt wieder viele neue Über-Ichs an, und für uns müsste spannend sein, wie wir sie auch für uns abbauen.

Ein Treffen wie heute ist bei uns in dieser Weise eigentlich nicht möglich, weil wir sehr viel mehr gewohnt sind, auf Einzelinteressen hin zu diskutieren. Einmischung müsste sagen, nicht wir sind diejenigen, die uns einmischen müssen, auch in Bezug auf Mehrheiten. Wenn wir über Kultur nachdenken können und den ganzen Tag daran arbeiten, Kunst zu machen, dann müssen wir eigentlich nicht sagen, da sind die schlimmen Parteien, die schlimmen Funktionäre und auch nicht sagen, da ist das dumme Volk, das jetzt wieder verblödet und ein Über-Ich durch das dickste Über-Ich ersetzt. Sondern wir müssen uns wirklich einmischen als Intellektuelle, jeden Tag sehen, dass man so etwas wie heute öfter machen kann, sich nicht verlassen auf die „da oben“, auf die wir als Intellektuelle schimpfen, und „da unten“, die nicht sehen, was wir sehr viel differenzierter jeden Tag sehen. Ich glaube, dass diese Haltung in der DDR für kurze Zeit aufgebrochen ist, zeigt sich daran, dass ich ganz viele Menschen getroffen habe, die über Gesamtzusammenhang nachdenken. Das ist bei uns außer Kraft getreten, solange ich denken kann.

Ich habe heute drei Stunden am Telefon gesessen, um zu erfahren, ob der SPD-Bausenator in Westberlin tatsächlich mit einer Architektengruppe, die er sich selber ausgesucht hat, einen Vertrag geschlossen hat, obwohl es ein zwei Jahre dauerndes, interdisziplinäres, demokratisches Verfahren gab, zur Auswahl des architektonischen Entwurfs für die wichtigste öffentliche Bibliothek in Westberlin. Ich habe kaum, obwohl alle gesagt haben "das ist ja unmöglich!", öffentlichen Widerspruch gehört. Unsere Strukturen, auch die eines Rot-Grünen Senats, reichen nicht aus, um in dieser Frage Demokratie herzustellen und festzustellen, wer da eigentlich Kompetenzen hat. Wieder ein Über-Ich, der Herr Senator, von dem sich jeder distanzieren wird. Aber wir haben uns miteinander gar keine Möglichkeiten geschaffen, um da einzugreifen. Von daher denke ich, ich freue mich, wenn Schriftsteller oder andere aus der DDR sich einmischen in die Frage Deutsches Historisches Museum, und ich freue mich, wenn hier, wenn auch nur für kurze Zeit, eine Tabula-rasa-Situation entsteht, die auch uns zwingt, zu fragen, ob wir eigentlich

genauso satt sind wie die Mehrheit bei uns, der ja auch durch die Massenmedien bestimmte Interessen beigebracht werden, ob wir sagen können, dass wir gar nicht über uns diskutieren brauchen. Ich denke, wir müssten genauso über uns im Westen diskutieren wie ihr über Euch hier. Die Frage wäre, wie kann man das besser machen, alltäglicher machen und nicht immer auf „die da oben“ und „die da unten“ schimpfen.

Volker Pfüller

Mein Name ist Volker Pfüller, ich bin Bühnenbildner und Grafiker und ich möchte mal eine etwas unpopuläre Meinung sagen. Was mir heute hier nicht gefällt, ist, dass hier verschiedene Dinge einfach zusammengefasst werden, als wären sie ein und dasselbe. Es wird über Demokratie, über Kultur, über Kunst, über Politik gesprochen, sogar über die Linke, als sei eines nur das Synonym für das andere. Daraus entstehen sehr viele Missverständnisse. Ich habe das Gefühl, wenn der Rainer Kirsch über Irrtümer, die bestehen, redet, dann spricht er als Künstler. Die Künstler sind natürlich in erster Linie schlechte Demokraten. Den Künstler möchte ich sehen, der sich in seinen Intentionen irgendeiner Mehrheit beugen möchte. Das gibt es überhaupt nicht. Da haben wir völlig andere Wünsche und Hoffnungen. Aber als Staatsbürger, Mensch, der zu einem politischen System gehört, ist Demokratie sehr wohl etwas Erstrebenswertes. Aber machen wir Demokratie nicht zu einem Fetisch für alles.

Gisela Oechelhaeuser

Gisela Oechelhaeuser: Es sei mir gestattet, dazu eine Anmerkung zu machen. Das war denen, die heute eingeladen haben, bewusst. Wir haben absichtlich auf irgendeine strukturelle Fragestellung verzichtet. Wir dachten einfach, man braucht einen Selbstschutz gegen den sich anbahnenden Wahnsinn. Wenn man sich die DDR-Bürger ansieht, dann sehen die alle aus wie aus dem Leichenschauhaus, vor Kraftlosigkeit, weil man es ja nicht mehr in die Reihe kriegt. Da ist das im Grunde genommen so etwas wie eine Notwehr, dass wir anfangen zu sprechen. Uns ist bewusst, dass jede weitere Versammlung, die dieser folgen wird, sich bis hin zu einem vielleicht sogar philiströsen Streit auch um begriffliche Schärfe bemühen muss. Wir dachten bloß, dass heute die Unschuld der ersten Begegnung auch einen Preis hat, und ich bin total erstaunt, wie es dennoch funktioniert. Ich glaube, dass wir dann sehr diszipliniert an der eigenen Argumentationsfähigkeit arbeiten müssen, wenn wir meinungsbildend werden wollen, wenn das, was wir uns vorgenommen haben, auch tatsächlich in Erfüllung geht. Das ist genau der Punkt, der uns sehr wichtig ist. Deswegen unter anderem wollen wir uns ja verbünden, um dann auch richtig diszipliniert zu arbeiten.

Ich muss aber sagen, weil Helga Königsdorf von der Bibel gesprochen hat, mich haben vor fünf Jahren Studenten der Hochschule für Schauspielkunst gebeten, mit ihnen über Gorbatschow zu sprechen. An diese Situation muss ich gegenwärtig denken, ich habe gesagt, das tue ich sehr gerne. Sie haben mich gefragt, was Glasnost ist. Da fiel mir ein, die ich zum Glück christlich erzogen wurde, dass immer in der Bibel ein Gott angekündigt wird, der nicht, wie es in der Kirchengeschichte häufig vorkommt, in irgendeinem Bild erscheint, sondern es kommt Licht. Dann kommt der Engel des Herrn und der sagt: „Fürchtet euch nicht“. Dann steht da der Satz "Und sie fürchteten sich sehr." In den Seminaren, die ich als Germanistin an der Karl-Marx-Universität in Leipzig machte, habe ich die Bibel einfach zur Pflichtlektüre erklärt. Weil ich, wenn ich die Bibel nicht hätte, schon in der Klapsmühle wäre. Obwohl ich mich als Marxistin

bezeichne. Es ist eine ganz irrsinnige Entdeckung für mich und meine Freunde hier in der DDR, dass Helligkeit solche Angst machen kann. Wir haben ja immer gedacht, nur dunkel sei schlimm. Jetzt ist plötzlich hell viel, viel schlimmer. Deswegen habe ich auch gar keine Illusionen über die nächste Zeit.

Ich bin Kabarettistin, die Leute wollen lachen und sie haben ein Recht zu lachen. Wenn ich nicht mehr den komischen Vorschlag finde für das, was ich analytisch denke, dann sind das auch noch zwei Stunden, wo es den Leuten weniger gut oder schlechter geht. Das ist mein Berufsproblem. Ich denke, dass wir gegenwärtig alle durchmachen, was die deutsche Sprache so sehr prägnant ausdrückt. Wir verstehen alles und können noch nichts begreifen. Das ist natürlich etwas, was an die Seele dieser Gesellschaft geht. Als der Jürgen Fuchs neulich im "Haus der jungen Talente" die siebenundsiebzig Namen [der aus der DDR gegangenen Künstler] vorgelesen hat, flossen mir die Tränen runter, und ich habe überlegt, warum es nicht jedesmal, als die jeweiligen Künstler weggegangen sind, einen kollektiven Aufschrei gab. Das ist die ungeheure Kluft, und ich glaube für mich selber, ich kann sie nur durch Arbeit überwinden, und darin sehe ich auch den Sinn dieser Zusammenkunft, die dann vielleicht auch diszipliniertere Arbeit werden muss.

Rainer Kirsch

Der Beitrag von Duve klang ein bisschen so, als sei ich gegen Gewaltenteilung und Wahl und demokratische Strukturen und würde mich vor denen fürchten. Wovon ich mich fürchte ist, dass, wenn man glücklicherweise ein paar alte Tabus abgeschüttelt hat, man sofort schon wieder in die neuen fällt und es Gedanken gibt, die nicht opportun sind. Zu diesen Gedanken, die ich denken dürfen muss und will, gehört, dass es Dinge gibt, über die durch Abstimmung nicht zu entscheiden ist. Zum Beispiel wissenschaftliche Behauptungen und Dinge der Kunst. Das heißt doch nicht, dass ich mich den Mehrheiten nicht stellen will.

Dies hier war ein Beitrag dazu, dass ich mich einer Politik nach dem Prinzip "Spreu und Weizen" mit allen Kräften widersetzen werde, selbst wenn ich bei anderen noch keine bessere sehe. Aber wenn man mich aus dem Verkehr ziehen will - und das ist diese Politik, und ich rede hier von mir nicht als Person sondern als einem Teil der in diesem Lande entstandenen Kultur - dann heißt es Lärm zu machen und zwar auf artikuliert Weise. Zu dem gehört auch meine Meinung darüber, dass ein Volk nicht immer Recht haben muss und dass es Mehrheiten gegeben hat in der deutschen Geschichte - Hitler ist ja auf demokratische Weise gewählt worden - , die katastrophal gewirkt haben. Jetzt muss ich noch einmal wiederholen, dass das nicht heißt, dass ich gegen den demokratischen Prozess in diesem Lande bin.

Schlussbemerkungen von Gisela Oechelhaeuser und Ulrich Roloff-Momin

Gisela Oechelhaeuser:

Wir haben uns dem Problem gestellt und wir haben uns als Schlussbemerkungen für diesen heutigen Abend auch einige Vorschläge, die nicht autoritär verstanden sein wollen, überlegt. Wir würden vorschlagen, dass wir jetzt die Themenkreise, über die wir uns dann verständigen wollen, ansagen.

Ulrich Roloff-Momin:

Die Initiativgruppen Ost und West - DDR, BRD und Westberlin - haben sich folgende Schwerpunkte gedacht, die man dann strukturiert diskutieren sollte:

Staat und Kultur

Dezentrale oder Kommunale Kulturarbeit

Kulturelle Minderheiten

Die europäische Dimension

Das Problem der Kulturindustrie.

Das ist kein abgeschlossener Problemkatalog, dem werden, da sind wir ganz sicher, weitere Themen folgen, wenn im Laufe dieser Diskussion daran gearbeitet wird. Gearbeitet haben wir auch heute Abend. Ausgesprochen mühsam, denn auch das Miteinandereden, das Aufeinanderhören und Aufeinandereingehen ist Arbeit. Ich persönlich bedanke mich für die Initiative, die die Gesellschaft für demokratische Kultur der DDR, die Kulturinitiative '89, ergriffen hat, uns hier einzuladen und diese Veranstaltung durchzuführen. Ich sage allen von meiner Seite aus Dankeschön.

Gisela Oechelhaeuser:

Ich sage nur, dass ich hoffe, dass wir uns wiederfinden im buchstäblichen und weiteren Sinne des Wortes. Dankeschön.